

Vermischte  
G e d i c h t e

von

Herrn Ludwig Heinrich Nicolai,

Kabinettssekretar und Bibliothekar Sr. Kaiserl.  
Hoheit des Großfürsten aller Rußen.

---

Fünfter Theil.

---

Berlin und Stettin,  
bey Friedrich Nicolai,

1780.

STANDARD

1944

STANDARD

92649

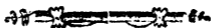
(1)

STANDARD

# Das Schöne.

Eine Erzählung.





In einem Reiche Afiens lebte vor Zeiten ein König, welcher vier Söhne hatte, die er mit gleicher Zärtlichkeit liebte. Die Gesetze des Landes erlaubten ihm, einen derselben, ohne Unterschied des Alters, zu seinem Nachfolger zu bestimmen. Ein Ausspruch, welcher drey seiner Kinder dem Vortheile des Einen aufopfern sollte, fiel seinem Herzen zu schwer: er entschloß sich daher, die Sache einer Art von Loose zu überlassen, an welchem jedoch ihr Verstand mehr Antheil, als der bloße Zufall, haben sollte.

Meine Söhne! sprach er einst, da sie um ihn herum versammelt waren: Einer der nüglichsten Unterrichte für einen künftigen Regenten ist ohne Zweifel dieser, seine Unterthanen, seine Länder, ja auch fremde Reiche kennen zu lernen. So ungern ich euch von mir lasse, so entschliesse ich mich

dennoch, aus wahrer Liebe zu eurem Besten, und zu dem Besten meines Landes, drey Jahre lang eurer beraubet zu leben. Berwendet sie auf nützliche Reisen, wählet eure Wege, jeder nach seinem Gutdünken, durchziehet nicht nur meine, sondern auch entlegene Staaten, seyd aufmerksam auf alles, und ein jeder bringe mir das Schönste unter allen Dingen, die er sehen, und deren Erwerbung ihm frey stehen wird, mit sich zurück. Derjenige, dessen Wahl den größten Beyfall finden wird, soll mir im Reiche nachfolgen.

Nichts konnte den jungen Prinzen erwünschter seyn, als dieser Befehl. Sie traten ihre Reise mit einem desto grössern Eifer an, da von dem Erfolge derselben ihr Schicksal abhängen sollte. Sie nahmen sich jeder einen besondern Weg vor, und trafen zu Ende des dritten Jahres auf den angezeigten Tag in ihrer Vaterstadt wieder ein.

Nach den ersten Umarmungen bezeugten die jüngern Prinzen eine brennende Begierde, die mitgebrachten Schönheiten zu zeigen.

Laßt

Laßt uns, sprach der kluge Vater, in einer so wichtigen Sache nichts übereilen. Welchem von euch auch der Szepter bestimmt seyn mag, der lerne, daß einem Regenten vielleicht nichts schädlicher, daß der Wohlfahrt seines Landes nichts nachtheiliger ist, als ein blindes Eilen, seine heftigen Begierden zu erfüllen. Je feuriger sie sind, desto weniger traue er ihnen, und desto langsamer sey er, sich ihnen zu überlassen. Wenn sich das Volk aus allen Theilen des Reiches hieher versammelt haben wird, dann sollt ihr, einer nach dem andern, unsere Neugier und euer Verlangen erfüllen. Jedem von euch gebe ich zehn Tage, damit das öffentliche Urtheil zur gehörigen Reife gelangen möge. — Der Ordnung wegen verglichen sich die Prinzen unter sich, daß die jüngern zuerst mit ihren Schätzen austreten sollten. Denn der älteste hatte sich von freyen Stücken die letzten zehn Tage ausgebethen.

So gleich ließ der König Sendschreiben an alle Städte seines Reiches ergehen, das Volk zur Anschauung so seltener und schöner

---

Dinge einzuladen. Der Zulauf war ungemeyn. Was sich nur regen konnte, Männer, Weiber, Greise, Kinder, alles wolite nach der Hauptstadt hin. Diejenigen, die zurück blieben, beneideten das Glück der Verreisenden, und hielten sie, ihnen ja von allem, was sie sehen würden, recht umständlich zu schreiben. In der Hauptstadt selber hatte der König alle Anstalten gemacht, damit der häufige Zufluß von Volk keine Unordnung verursachen möchte. Er ging öfters, von seinen Söhnen begleitet, durch die Straßen der Stadt, begrüßte die Ankommenden, empfahl ihnen seine Söhne, und sein Volk den Söhnen, und bewies allen, daß er seine Unterthanen als einen Theil seiner Familie, und diese als einen Theil seines Volkes liebte.

Endlich erschien der große, der gewünschte Tag. Vor Verlangen und Unruhe brachte der jüngste Prinz die ganze vorhergehende Nacht schlaflos zu. Er wiederholte in Gedanken mehr als hundert mahl was er sagen und wie er alles sagen wolite. Er sah schon



schon im Geist die Freude seines Vaters, den Beyfall des Hofes, das Erstaunen des Volkes, und seinen Sieg über seine Brüder. Frühe schon ließ er den Behälter, in welchem der Grund seiner Hoffnung verborgen war, in das angewiesene Zimmer bringen. Er ließ ihn bald in die Mitte, bald in diese, bald in jene Ecke setzen. Jeder Augenblick schien ihm eine Stunde.

Nun trat der König herein, von den übrigen Prinzen und etlichen Vertrauten begleitet. Mit zitternder Begierde, und ungeschickt aus Eile, riß der junge Prinz den Teppich von dem Behälter herab. Ein wunderschöner Vogel erschien in einem kostbaren Nest. Ein vielfarbiger glänzender Strauß zierte seinen Kopf als eine Krone. Die Federn an seinem Halse glüheten wie Gold; bey den übrigen wechselte, nach Licht und Schatten geordnet, Hellroth mit Purpur ab. Sein langer Schweif bestand aus weißen und fleischfarbigen Federn. Seine Augen blinkten wie zwey Sterne. Seine Größe war ungefähr die Größe des Adlers. Seine

Stimme sich dem süßen Tone der Flöte, und ließ sich bald in schmachtenden, bald in lebhaften Melodien hören.

Die Schönheit des Thieres, sein majestätisches Ansehn, seine Verdungen, seine Lieder hielten den König und sein Gefolge eine geraume Zeit in der angenehmsten Entzückung. Endlich fragten sie den Prinzen um den Namen und um das Vaterland des Vogels. Ihre Unwissenheit zwang ihm ein Lächeln ab. So habt ihr, sprach er, niemals eine Beschreibung von dem so seltenen, so gepriesenen Phönix gelesen? — Wie? ist dieß der Phönix? stelen sie ihm alle auf einmahl in die Rede. Er ist es, versetzte der Jüngling; und ich will euch nunmehr mit wenigen Worten die Natur desselben, und die Art, wie ich zu dessen Besitze gelangt bin, erklären, wenn ich euch zuvor die Ursachen, warum ich ihn so vielen andern Schönheiten vorgezogen, werde gemeldet haben.

Ich richtete meinen Weg, o König! gerade nach Aegypten, dem alten, dem ersten  
Sige

Sitze aller Schönheit. Auf dieses Land hat die freigebige Natur alle Schätze ihres Reichthums ausgegossen. In diesem hat die eifersüchtige Kunst sich ihre schönsten Denkmale gestiftet. In diesem werden die tiefsten Geheimnisse der Weisheit gleichsam als ein zurückgelegtes Kleinod verwahrt. Unter so vielen Dingen, welche meiner Aufmerksamkeit täglich aufstießen, schien mir allemahl das letzte alles vorhergehende zu übertreffen. Je häufiger die Gegenstände meines Vergnügens waren, je schwerer wurde mir die Wahl. Wer nennet mir, sprach ich, die untrüglichen Kennzeichen des Schönsten? wo ist die Werkstätte, in welcher es gebildet wird? wer ist der Richter, dessen Ausspruch hier unwidersprechlich entscheidet? Die Menschen folgen in dem Beyfalle, den sie dem Schönen geben, keinem gewissen Grundsätze. Ein willkürlicher, einem je dem eigener Geschmack reißet sie dahin. Die unendliche Verschiedenheit ihrer Urtheile beweiset die Ungewißheit ihrer Gründe, und öfters scheint es, als ob das einzige

Gesetz der Schönheit sey, gar kein Gesetz zu ertragen. Um so viel nöthiger schien es mir, mein Urtheil auf gewisse und sichere Sätze zu bauen.

Von wem haben wir die Fähigkeit das Schöne zu fühlen, den Anfang aller der süßen Empfindungen erhalten, die uns bey seinem Anschauen durchströmen? Von wem anders, als von den mütterlichen Händen der liebevollen Natur? Dieses ist das herrlichste Vorrecht des Menschen vor allen Geschöpfen, die neben ihm die Erde bewohnen, der unwidersprechlichste Beweis, daß er nicht nur, gleich andern Thieren, für die grobe Sorge seiner Erhaltung, sondern für ein edleres, für ein erhabneres Glück geschaffen ist. Sollte aber die Natur, welche eine so vortrefliche Eigenschaft in uns geleset, ihr Werk nur halb vollendet, sollte sie nicht auch am sorgfältigsten, am reichlichsten für die Übung dieser Empfindung gesorget haben? Sollte sie ihre Herrschaft einer andern Macht überlassen haben? Sollte sie gewartet haben, bis die langsame Kunst, die zweifel-

hafte

haste Wissenschaft unsere kalten und müßigen Herzen erhizet hätte? O nein, mein König! So bald der neugeschaffene Mensch nur die Augen eröffnete, sog er schon an den Brüsten der Natur mit langen Zügen das Vergnügen an der Schönheit ein. Die ganze Erde, so weit sie vor ihm ausgedehnet liegt, ist mit Gegenständen dieses Vergnügens übersät. Ja die haushälterische Natur hat noch viele ihrer Schätze in den Schooß der Berge, in den Abgrund der Meere verborgen, damit sie dem Menschen immerfort neue Schönheiten darzureichen habe, und damit er diese bey jedem Schritte desto mehr bewundere und lieb gewinne. Soll ich noch weiter gehen? und werdet ihr mir widersprechen, wenn ich behaupte, daß es wirklich keine andere Schönheit gebe, als eben das Schöne der Natur? Denn was ist die Kunst anders, als eine Nachahmung? und was ist die Wissenschaft anders, als die Erforschung der Natur? Geschicklichkeit und Verstand gab sie dem Menschen, ihrem Lieblinge, um seine Gefühle zu schärfen; aber

undank-

undankbar gebrauchet er sie, sich über seine Meisterinn zu erheben. Stolz auf seine Macht, verliebt in seine Werke, hält er diese für vollkommener, als die Werke der Natur. Er vergißt, daß er Stoff und Urbild von ihr empfangen, er vergißt, daß er nachahmet, er glaubet zu erschaffen. Und so füllet er die Erde mit seinen Werken, gleichsam als wenn er die Natur vertreiben und in seinem Eigenthume allein herrschen wollte. Sein hochmüthiger Geist, unzufrieden mit den einzelnen Schönheiten der Geschöpfe, will die Schönheit des Ganzen fassen. Er glaubet den Himmel erstiegen zu haben, und will die ewigen Grundgesetze des Schöpfers dem Geschlechte der Menschen verrathen.

Eitles Bestreben einer ohnmächtigen Kühnheit! Hauer iramer den Marmor zum Helden, zum Gotte! aber wann werdet ihr den Wurm zu beleben vermögen, auf welchen ihr mit stolzem Fuße tretet? Prahlet immer mit den wenigen euch vorgezählten Wahrheiten! aber vergleichen sie mit der  
Unend-

Unendlichkeit der euch verbergenden Kenntnisse, ja was noch erniedrigender ist, mit der weit größern Menge eurer Irrthümer!

Doch ist die Verblendung, die ich befeuchte, nicht allgemein. Die Natur behält noch immer ihr erstes Recht auf unsre Herzen; ihre Stimme erschallet noch immer am lautesten in unserm Busen; ihre Schönheiten sind noch immer für uns die reizendsten. Saget mir, was rühret euch mehr? die Vollkommenheit eines Bildes der Venus, oder der zärtliche Blick eines schönen Auges? Was erget euch lebhafter, die Berechnung des Raumes von einem Sterne zum andern, oder der Anblick eines heitern nächtlichen Himmels, an welchem der volle Mond über das unzählbare kleinere Gestirn zu herrschen scheint?

Nicht, daß ich Kunst und Wissenschaft verachte. Ich weiß, wie viel sie den Menschen über sich selbst erheben, wie sehr sie ihn veredeln. Darum nur habe ich sie in ihrer Geringsfügigkeit vorgestellt, damit der Vorzug der Natur desto glänzender in die Augen

Augen falle, und ich meine Wahl in ihrem Reiche desto besser rechtfertigen möge.

Von der Sonne an bis zum Staube, der in ihrem Strahle schwebet, Welch eine Menge von Körpern, denen das Verdienst der Schönheit in verschiedenen Graden beygelegt ist! Für alle Kräfte unsrer Seele, für alle Arten von Empfindungen, für alle Zeiten, für alle Länder, für alle Sinne, Welch ein Vorrath von Dingen, die uns Bewunderung, die uns Ehrfurcht, Liebe, Bärtlichkeit, Freude und Entzückung abnöthigen! Oeffnet nur eure Augen, öffnet nur eure Herzen der Natur! An allen Orten hat sie einen prächtigen Himmel ausgedehnet; allenthalben hat sie grünende Wiesen zwischen rieselnde Bäche gelegt, und prächtige Flüsse zwischen fruchtbare Hügel und waldige Berge geführt; überall hat sie angenehme Scenen geschaffen, die Blumen bemahlet, die Früchte versüßet, Luft, Wasser, Erde mit mannichfaltigen Geschöpfen bevölkert; an allen Enden der Erde hat sie ihren bezaubernden Reiz auf die Stirne des Menschen geprägt.



prägt. Ja, so groß ist ihr Reichthum, daß wenn alle Sterblichen ihre ganze Schönheit beständig mit gleicher Hestigkeit fühlen sollten, ihre Herzen für einen so großen Zufluß von Strömen des Vergnügens zu enge werden, und ihre Seelen unter der Macht ihrer Empfindungen erliegen würden. Weislich hat sie es angeordnet, daß nicht alle gegen eben dieselben Eigenschaften empfindlich sind. Weislich hat sie die Verschiedenheit unseres Geschmacks auf den Ueberfluß ihrer Schätze gegründet. Weislich hat sie uns so geschaffen, daß Genuß und Zeit unser Vergnügen merklich vermindern, damit die Liebe zum Wechsel, die uns eben so eigen ist als die Liebe zum Schönen, uns beständig von einem Gegenstande auf den andern locke, damit die Empfindung des Vergnügens durch den Reiz der Neuheit und der Veränderung beständig aufgefrischt werde, und keine ihrer Schönheiten verlohren gehe. Endlich hat sie sich eine letzte Nacht, ein letztes Recht vorbehalten, aller Ermüdung und Erschöpfung unserer Sinne zuvorzukommen; ein  
Recht,

Recht, welches sie zugleich zum Eigenthum ihrer größten Wunder, und zur schärfesten Würze unserer Freude gemacht hat: die Seltenheit. Diese treffen wir in allen den Wesen an, in deren Bildung die Natur das Schöne zu ihrem Hauptzweck genommen zu haben scheint. So gewiß ist ihr der allgemeine Beyfall, daß alle Völker aus allen Zeiten ihr immer den höchsten Preis zuerkannt haben, welchen sie auf Dinge, die zum Ergehen, zum Schönen gehören, setzen konnten. Dieß ist also das untrügliche Kennzeichen, an welchem wir die Meisterstücke unterscheiden können, denen die Natur selber den Vorzug vor allen andern zugesprochen und versiegelt hat: die Seltenheit.

Wer wird nun auftreten, und meinem Phönix ein größeres Wunder entgegen setzen? ihm, dem einzigen seiner Art auf der ganzen Erde. Nur Ein Wort füge ich hinzu, mein erstes Versprechen zu erfüllen. Der Phönix bewohnet die Einöden Arabiens. Er lebet fünf hundert Jahre. Wenn er sich seinem Ziele nahe fühlet, so bauet er sich  
ein

ein Nest von wohlriechendem Holze und Harze, und stirbt in solchem. Aus dem Marke seiner Gebeine entspringet ein Wurm, welcher sich zu einem neuen Phönix ausbildet. Die erste Sorge desselben ist, seinen Vater zu Grabe zu bringen. Von Myrrhen bauet er sich eine dichte Masse, und gibt ihr die Gestalt eines Eys. Dann versuchet er seine Kräfte, ob sie hinreichend sind die Last zu tragen. Wenn er das eigentliche Gewicht gefunden, so höhlet er die Masse aus, füllet die Oeffnung mit der Leiche seines Vaters, und bedecket sie wieder mit Myrrhen. Endlich trägt er diese theure Last nach dem Tempel der Sonne zu Heliopolis. Dort verwahret er sie auf dem Altare des Gottes, und kehret alsdann wieder nach Arabien, um einst auf gleiche Weise von seinem Sohne an dieselbe Stelle gebracht zu werden. Zweymahl war nun der Phönix in der Stadt der Sonne erschienen: einmahl unter der Regierung des großen Sesostris, und einmahl zur Zeit des Amasis. Ist erwartete man die dritte Ankunft eines Vogels, den

Nicolai Gedichte 5ter Th.    W    man

man allemahl mit einer Art von heiliger Ehrfurcht betrachtet. Diese Zeitung bewog mich, eine Reise nach Arabien zu unternehmen. Ich war so glücklich, am dritten Tage meines Aufenthaltes in diesen Wüsteneyen das Nest des Phönix zu entdecken, in welchem sich, neben dem Leichnam des Waters, der neu entstandene Wurm bereits zum Vogel zu bilden anfing. Ich bemästerte mich desselben, und bringe ihn dir, o König! mit der Ueberzeugung, daß die Natur nichts feltneres, nichts prächtigeres, nichts schöneres unter ihren Schätzen aufzuweisen habe.

Der König und alle die um ihn waren billigten mit einhelliger Stimme die Rede des Prinzen, und sahen den Vogel nunmehr mit noch weit grösserer Bewunderung an. Ein Bothe wurde fort gesandt, diese Zeitung der Königin zu melden. Sogleich eilte sie mit dem ganzen Hofe das wunderbare Geschöpf zu sehen. Der Nahme des Vogels lief in einem Augenblicke durch den Mund der ganzen Stadt. Wer will dem Prinzen,  
 . . . . . hieß

hieß es, die Krone streitig machen? Was kann man schöneres, was kann man seltsameres erdenken, als den Phörix? — Wie schön! war der erste Ausruf des ganzen Hofes. Welche Farben! welche Wendungen! Hundert Fragen geschahen auf einmahl an den Prinzen. Nach und nach wurde die Bewunderung stiller, und endlich fing man an sich in die Ohren zu flüsteren. Er ist schön, sagte man, er ist wunderschön; aber ich hätte mir ihn doch noch schöner vorgestellt. Die eine Dame wünschte, die Federn im Schweife wären grün, die andere, sie wären blau. Der einen war der Schnabel zu lang, der andern zu kurz. Jede wollte etwas zu tadeln finden. Dieser mißfielen die Füße, jener der Kopf, und einer dritten die Stimme. Ist er auch zahm, wie mein Zeisig? rief die eine. Kann er auch reden, wie mein Papagey? fragte die andere. Die Königin bat den Prinzen, seine Rede zu wiederholen. Er that es. Haben Sie etwas davon verstanden? sprach ein Höfling heimlich zum andern. — So wenig, als wenn er Aegyptisch

geredet hätte. — Glauben Sie, fragte ein dritter, daß er die Rede selber gemacht habe? — Eine junge Dame, welche sich schmeichelte, die schönste am Hofe zu seyn, trat vor den Spiegel. Wahrhaftig, sagte sie, der Prinz thut uns viel Ehre an, einen plumpen dummen Vogel als das Schönste in der Natur aus den Einöden Arabiens herzubringen! Ein politischer Kopf zog einen andern auf die Seite. Was denken Sie, sprach er, von einem Lande, in welchem man, zum Throne zu gelangen, Vögel aus den Nestern hebt?

Der Zulauf des Volkes war die folgenden Tage unbeschreiblich. Von der ersten Morgenröthe an bis in die sinkende Nacht wimmelten die Straßen von Menschen, die entweder den Phönix zu sehen gingen, oder von ihm zurück kamen. Jeder setzte noch etwas neues zu den wunderbaren Eigenschaften des Vogels hinzu. In den Briefen, welche nach den Städten des Reiches abgingen, meldete man: er komme aus der Sonne, und brauche hundert Jahre, um nach der Erde

Erde

Erde zu fliegen; er habe einen Demant in seinem Leibe, grösser als ein Taubenei; und andere Märchen gleicher Art, welche die Liebe zum Wunderbaren erfindet und die leichtgläubige Unwissenheit begierig annimmt. Dieser Eifer, diese Bezauberung dauerte die vier ersten Tage. Am fünften nahm der Zulauf merklich ab. Am folgenden kamen die Standespersonen, die sich mit dem Pöbel nicht hatten vermengen wollen. Am siebenten die Greise, welche das Gedränge gefürchtet hatten. Am achten Tage fand der Prinz niemand bey dem Vogel, als einen alten Gelehrten, welcher sich durch eine große Sammlung von Naturalien berühmt gemacht hatte, und nunmehr den Vogel von allen Seiten abzeichnen ließ. Darf ich mir, sprach er mit hohler und heiserer Stimme zum Prinzen, eine Gnade von Ihnen ausbitten? Versprechen Sie mir den Vogel nach seinem Tode, damit ich ihn ausstopfen lasse, und unter meine seltensten Kostbarkeiten aufstelle. Mit einer bittern Miene versetzte der Prinz: Wenn Sie nur fünfhun-

dert Jahre warten wollen, so soll er der Jährige seyn. In der That schmerzte ihn der schnelle Fall der allgemeinen Bewunderung. Doch tröstete er sich wieder mit der Sicherheit seiner Gründe, mit dem Lobspruche des Königes und des Hofes, und mit der Art von Trunkenheit, in welcher das Volk die vier ersten Tage gewesen war.

Die Unruhe, mit welcher der zweite Prinz den ihm angeetzten Tag herannahen sah, hatte einen ganz andern Grund, als die Ungeduld des ersten. Die Furcht hatte sich seines ganzen Gemüthes bemächtigt; er verlor alle Hoffnung; die Rede des jüngsten Bruders schien ihm allen Beyfall vorausgeraubt zu haben. Er entdeckte seinen Zustand und sein Geheimniß dem ältesten Prinzen, welcher ihm neuen Muth einsprach, und sich mit ihm von den Gründen unterhielt, die er zur Rechtfertigung seiner Wahl anzuführen hatte.

Ein kalter Schweiß drang auf des Prinzen Stirne, da er seinen Vater mit seinem Gefolge hereintreten sah. Kaum war er vermb-



vermögend den Vorhang wegzuziehen, welcher ihnen eine Statue des Kupido von Parischem Marmor entdeckte.

Der Bildhauer hatte den Gott der Liebe als einen Jüngling in der schönsten Blüthe seiner Jahre vorgestellt. Ein weiches, zartes Fleisch, eine sanfte, glatte Haut bedeckte den schlanken Leib und die biegsamen Gelenke. Sein zierlicher und feiner Fuß schien auch im unbeweglichen Steine die Unruhe und Leichtigkeit der Jugend zu haben. Ein süßes Lächeln wohnte auf seinen Lippen und gefellte sich zu dem unausdrücklichen Reize seines Mundes, vor welchem er einen verrätherischen Finger hielt. Rückwärts lehnte sich die andere Hand auf den Köcher und Bogen, als wollte er die Gefahr seiner Pfeile verbergen. Die Kühnheit erschien auf der freyen und heitern Stirne. Sein schiefer Blick, so sanft er ihn auch zu machen suchte, verrieth dennoch eine schalkhafte Tücke, die er nicht völlig daraus verbannen konnte. So schmeichelnd, so zärtlich, so verführerisch auch seine Miene war, so erzeugte sie doch

ein heimliches Mißtrauen, und mischte eine gewisse Unruhe unter die sanfte Neigung, die man gegen ihn fühlte. Die Harmonie, das Spiel, der Ausdruck aller seiner Züge gaben ihm einen so wahren, einen so lebhaftesten Charakter, daß man in demselben alles zu sehen glaubte, was jemahls die Dichtkunst, von Amor zu mahlen, von der Natur entlehnet hatte. Jeder Zug sprach Empfindung, und machte tausend Empfindungen rege. Der Marmor schien alles zu sagen, was man allein denken zu können geglaubet hätte, und der erstaunte Zuschauer dünkte sich in seiner Entzückung die Gegenwart des Gottes zu fühlen, dessen Bild er vor sich sah.

Je länger das Auge der Versammlung auf der Statue verweilte, je mehr entflammte es sich von Beifall und Vergnügen, und je mehr erhobte sich der Prinz von seiner ängstlichen Verwirrung. Welche Natur! welche Wahrheit, welcher Ausdruck! rief endlich der König aus, von einer Empfindung hingerissen, über die er nicht länger  
Mel

Meister war. Und noch sind vielleicht manche Schönheiten, vielleicht auch einige Mängel in dem Bilde, die allein dem Auge des Künstlers sichtbar sind. Er befahl, einen berühmten Griechischen Bildhauer, der eben an seinem Hofe war, herbey zu rufen. Der Künstler kam. Lange und genau besah er das Bild, ohne ein Wort zu reden. Der König erwartete seinen Ausspruch mit einer Art von Unruhe. Ihm war bange, sein so reines, so lebhaftes Vergnügen möchte durch die Entdeckung irgend eines Fehlers gestöhret, und sein zu schnelles Urtheil umgestoßen werden. Aufgebracht bis zur Echräne lief endlich der Grieche nach der Thüre. Wohin rief ihm der König zu. Meinen Amor zu zerschlagen, sprach er, den ich angefangen habe; denn es ist unmöglich, daß er dieser Arbeit jemahls beykomme. — So bleib doch, sprach der König, und rede! Wie findest du das Bild? Schließe von meinem Vorhaben, erwiederte der Künstler, auf das, was ich fühle! Nein, nichts so vollkommenes ist jemahls aus den Händen der



Kunst, nichts so schönes aus den Händen der Natur gekommen. Dies ist der höchste Grad, auf den die Schönheit steigen kann. Nicht ein einziger Fehler im ganzen Bilde. Da kann man mit Recht sagen, daß Praxiteles (denn ich erkenne seinen Meißel) nicht nur alle Künstler Griechenlands, sondern auch so gar sich selber übertroffen habe.

Du urtheilest, sprach der junge Prinz, wie Praxiteles selber geurtheilet hat, und der Zufall, o König! welcher ihm diesen Ausspruch abgezwungen, ist sonderbar genug, um ihn dir zu erzählen. Der Künstler liebte Phryne, eine berühmte Schönheit. Als ein Pfand seiner Zärtlichkeit bat sie sich sein schönstes Bild von ihm aus. Was kann ich dir versagen, o Phryne? versetzte der Künstler: wähle selbst unter meinen geringen Werken. Das schönste derselben ist ohne Zweifel dasjenige, welches das Glück haben wird, dir zu gefallen. Aber die verschmizte Phryne wollte sich in dieser Wahl allein auf das Urtheil des Meisters selber verlassen. Sie läßt dem Praxiteles melden, sein Haus  
stehe

stehe in vollen Flammen. Und mein Amor? ruft er aus, indem er aufspringt, ist mein Amor verlohren? Lächelnd tritt ihm ihr Phryne entgegen: Fürchte nichts, mein Geliebter! vergib mir meine List; aber schenke mir deinen Amor! Praxiteles gab ihr den Amor, und sie schickte ihn nach Thespia, ihrer Vaterstadt, wo ich ihn gefunden, und mit zehn Tonnen Goldes erkaufet habe.

Ehe ich aber von dem Vorzuge rede, welchen ich dem Bilde des Praxiteles vor so vielen andern Werken der mannichfaltigen Kunst gegeben habe, so finde ich mich durch die Rede meines Bruders genöthiget, die Ursachen anzuführen, mit welchen ich meine Wahl in ihrem Reiche überhaupt zu vertheidigen gedenke.

Ich verehere so dankbar, so empfindlich, als er, die Weisheit, die Macht, die Güte der Natur. Ich gestehe ihm zu, daß die Kunst nichts neues hervorzubringen vermag; daß ihr weiter nichts vergönnet ist, als einige Formen zu verändern, als nachzuahmen. Aber es ist hier nicht die Frage von dem Unterschiede



terschiede zwischen den Kräften der Natur und den Kräften der Kunst; es ist nicht die Frage vom Erschaffen, vom Beleben; es ist die Frage vom Gefallen, vom Rühren. Ein anderes ist das Daseyn, ein anderes die Schönheit einer Sache. Alle Dinge, die uns umgeben, sind Werke der Natur. Sie ist im Wurm so groß, so weise, als in der Sonne. Aber in einer so geschaffenen, so gegebenen Welt hat sie selber gewollt, daß einige Dinge uns durch den Reiz der Schönheit an sich ziehen, daß andere uns durch den Ekel der Häßlichkeit von sich stoßen, daß die meisten uns kalt und gleichgültig vorübergehen lassen. Auch die häßlichsten Dinge sind weislich und bewundernswürdig gebauet. Ist deswegen denn auch das Häßliche schön?

Ich weiß nicht, mein Bruder, ob dich nicht der Eifer zu weit getrieben, wenn du behauptet hast, die Natur habe für alle Länder, für alle Zeiten, für alle Sinne einen so reichen Vorrath von Schönheiten bestimmt und zur Schau ausgeleat, als ob ihr einziger Endzweck in der Schöpfung gewesen wäre,

den

den Menschen zu ergetzen und auf eine angenehme Weise zu unterhalten. Ich finde die Schönheit nicht so häufig in der Natur; eine Schönheit, meine ich, die mich nicht nur obenhin rühret, sondern die meine ganze Seele ergreift und einnimmt. Hast du die angenehmen Scenen von Wiesen, von Flüssen, von Bergen und Hügeln auch in den Einöden Arabiens angetroffen? Hast du das sandige Lybien, das versengte Aethiopien, das rauhe Scythien durchreiset, und auch dort die Natur im Schönen verschwenderisch gefunden? Gehe hin nach den Ländern, an welche die Kunst noch keine Hand gelegt hat! Gehe dich dort zwischen die alten Ruinen der großen Zerrüttung, deren Merkmale die Erde an allen Orten aufweist; zwischen die rauchenden Felsen und die gestockten Ströme von Schlacken und Pech, an die stinkenden Moräste, auf die sumpfige Erde, mit giftigen Pflanzen und pestlichem Dampfe bedeckt, zwischen die Wolken von Ungeziefer, die zischenden Schlangen, die heulenden Hyänen, und bewundere dort im

Blicke

Blicke der gräßlichen Wilden, welche die traurige Gegend bewohnen, den mächtigen, den siegreichen Reiz der sich selbst überlassenen Natur!

Wirfst du mir es vergeben, mein Geliebter, wenn ich dich eines kleinen Widerspruches beschuldige? Du hast die Seltenheit als ein Zeichen der größten Schönheit angegeben. Wie reimet sich dieses mit der mütterlichen Vorsorge der Natur für unser Vergnügen? Hat sie uns zu Liebe ihr schönstes Werk, den Phönix, in die Einöden, weit aus den Augen aller Menschen verwiesen? Oder kostet es ihr grössere Mühe, einen Phönix, als eine Fledermaus hervorzubringen? Doch mache die Fledermaus so selten, als ist der Phönix ist: immer wird dieser schöner bleiben, als jene, welche durch ihre Seltenheit allein der Neugier, nicht dem Gefühle reizend seyn wird.

Es ist also weder die Seltenheit ein Kennzeichen der Schönheit, noch auch das Schöne so häufig, so allgemein in der Natur. Nein, mein Bruder! sie hat nicht alles  
nach



nach dem Vergnügen des Menschen abgemessen und ausgerechnet. Ihre Reize sind zerstreut, sie sind zufällig, sie sind öfters unvollkommen, sie sind wirklich selten. Aber sie selber hat die Kunst dazu berufen und bestellet, sich unserm Gefühl allein zu widmen, allein für unser Wohl, für unser Vergnügen zu arbeiten. Diese versammelt aus allen Theilen der Welt, aus allen Zeiten, aus allen Reichen der Natur, was uns ergezen, was uns gefallen, was uns bezaubern kann. Sie verbannet das Häßliche aus unsern Augen, sie versetzet uns in eine neue Ordnung von Dingen, und ziehet, gleich einer Biene, den Honig aus der ganzen Natur.

Vieles sind wir der Natur schuldig. Sie gibt uns, was die Kunst uns nie zu geben vermag: sie gibt uns Leben und Gefühl. Aber wie wenige Dinge reichet sie uns, auch nur zu unserer Erhaltung, zu unserer Bequemlichkeit, welche nicht eines Zusatzes, einer Hülfe der Kunst bedürfen? Der Schöpfer, welcher uns fähig dazu bildete, hat uns den Genuß aller seiner Gaben nur unter  
der

der Bedingung der Arbeit und des Fleißes zugestanden. Man werfe einen Blick auf den Weg, den wir an der Hand der Kunst gemacht haben. Sie hat uns aus den Wäldern, wo wir mit den wilden Thieren zerstreuet umher irrten, zu diesem gefelligen und freundschaftlichen Umgange berufen. Sie beschüzet uns wider die schädlichen Einflüsse der Witterung, sie vertheidiget uns wider die Anfälle unserer so häufigen Feinde. Sie gibt uns die Herrschaft über die ganze Natur, und zwinget alle Elemente zu unserm Dienst. Sie befiehlt, so liefert uns die Erde die Früchte, die wir von ihr begehren, so kleidet sie sich mit Wohnungen und Städten, so öffnet sie ihren Schooß, uns ihre verborgenen Reichthümer, alle ihre Metalle darzubiethen. Diese übergibt sie dem fürchterlichen, dem heilsamen Feuer, sie in tausend Formen und zu mannichfaltigen Werkzeugen umzuschmelzen. Sie, die Kunst, reiniget die Luft, die wir schöpfen. Zu dem Murmeln der Quellen, zu dem Rauschen der Blätter, zu den Gesängen der Vögel füget sie

Sie noch weit sanftere Melodien und Lieder. Sie heißt den Wind die Segel füllen, und eröffnet sich ein neues Reich auf dem weiten Ocean, und verbindet Länder, die er auf ewig zu trennen schien. Was wird sie nicht noch unternehmen? was wird ihr nicht noch künftig gelingen? Vielleicht kömmt eine Zeit, in welcher sie dem geschärften Blicke des Menschen die Sterne selber entgegen rücken, ihm eine neue Welt, neue Körper, neue Geschlechter entdecken, in welcher sie ihm selber den Donner und die Blitze Jupiters in die Hände geben wird.

Von der Natur verlassen und hingeworfen nimmt uns die Kunst in ihre mütterlichen Arme, und nährt und erwärmet und erziehet uns. Mit uns allein beschäftigt, forget sie beständig für unsere Glückseligkeit, und bereitet unsere Herzen dazu, indem sie sie bessert. Sie erweicht unsere Sitten, indem sie unsere Fühlbarkeit übet, und unsern Wünschen mit den feinsten Freuden und Schönheiten entgegen geht. Was Wunder also, wenn es ihr mehr und öfter

- Nicolai Gedichte 3ter Th. C gelin-

gelinget uns zu gefallen? wenn sie uns vollkommnere Schönheiten liefert, als die Natur selber, die sie nachahmet? Glaubet ihr, daß unter den fünf reizenden Schönen, welche sich Zeuxis zu Mustern gewählt, eine einzige der Helena gleich kam, in deren Bild er alle ihre vertheilten Reize zusammen getragen? Findet ihr in irgend einem Werke der Natur die Pracht, das Ebenmaß, die schlanken Säulen, die kühnen Gewölbe, die wir an einem Griechischen Tempel bewundern? Reizet euch das regellose Zwitschern der Vögel so sanft, als das fließende, das zärtliche Lied des Sängers, von der harmonischen Leyer begleitet? Wo findet ihr in der Natur so prächtige, so bezaubernde Scenen, als die euch der sammelnde, der wählende Dichter schildert?

Ein jedes Geschöpf erfreuet sich des Gebrauches seiner Gaben. Ungejagt durchrennet der leichte Hirsch die ungangbaren Wälder; die Lerche steigt singend in die Luft empor, und das bloße Bewußtseyn seiner Stärke reizet den Widder zum Streit. Auch  
 uns

uns ergetzt nichts so sehr, als das Spiel, die Uebung unserer Leidenschaften. So gar Furcht, so gar Schrecken und Entsetzen lieben wir, wenn wir sie ohne Gefahr empfinden können. Unterdessen fließt unser stilles Leben oft vorbey, ohne daß wir ein einziges Mal Zeugen eines Vorfalles geworden, welcher solche Fühlungen in uns rege gemacht. Aber die Kunst ruft aus allen Ländern, aus allen Zeiten die Gegenstände unserer Leidenschaften zusammen. Sie gibt dem Augenblicke, der uns in einer Handlung erschüttert, eine beständige Dauer, sie hält ihn immer vor unsern Augen fest; sie spüret alle geheimen Winkel unseres Herzens aus, sie berühret alle Nerven der Empfindung, sie gibt uns den vollkommensten Genuß unserer selbst.

Darf ich noch eines zum Vortheile der Kunst hinzusetzen? Ihre Schönheit ist viel sicherer, viel gewisser, viel bestimmter für uns, als die Schönheit der Natur. Denn in jedem Werke des Künstlers können wir seine Absicht erkennen. Wir können wissen,

in wie weit sich seine Nachahmung dem Urbilde nähert oder von ihm abweicht. Aber selten kennen wir die Absicht des Schöpfers in den Werken der Natur. Warum hat er den Phönix so, und nicht anders gemahlet? Kein Weiser nennet mir die Ursache. Aber warum ihm der Mahler diese, und keine andere Farbe gibt, das weiß ein jeder; eben darum, weil er den Phönix mahlen will. In den Werken der Kunst haben wir zwey gegebene Sätze vor uns, das Urbild und die Nachahmung. Aber in den Werken der Natur haben wir nur Einen Satz vor uns, ihr Werk selber. Ein jeder urtheilet von demselben nach seiner Art zu fühlen, zu sehen, zu seyn. Unter zwey Steinen von gleicher Art, aber von ungleicher Grösse, wird jedermann den Kleinern für leichter halten, als den grössern. Aber so bald von der Schwere eines einzigen Steines die Frage ist, urtheilet ein jeder nach seinen Kräften, und die nehmliche Last, die dem Starken leicht, dem Schwächern gewichtig scheint, wird den Unvermögenden niederdrücken.

So

So ungleich nun unsere Kräfte sind, so ungleich sind auch unsere Neigungen. Unsere Bildung, unsere Erziehung, unsere Gewohnheiten, tausend so wol physische als moralische Zufälle verändern und unterscheiden das Gefühl auf tausenderley Weise, und machen also den natürlichen Geschmack des Menschen ungewiß und willkürlich, das Schöne wankend und zweifelhaft.

Noch ist eine Würze vorhanden, welche die Kunst heimlich auf ihre Werke streuet, und die ihren Geschmack nothwendig erhöhen muß. Eine Schwachheit ist es, von der ich rede; aber eine Schwachheit, welche die Natur selbst in unsere Herzen geleset, eine Schwachheit, welche zugleich die Quelle aller hohen und vortrefflichen Unternehmungen des Menschen ist: die Eigenliebe. So wie sie den Verstand und die Einbildungskraft des Künstlers schärfet, und ihn durch die Hoffnung des Lobes und der Ehre gegen Mühe, Verdruß und Schwierigkeiten unempfindlich macht, so schmeichelt sie auch dem Richter mit dem Gedanken, daß Hände,

gleich den feinen, diese Schönheiten hervor-  
gebracht; daß es vielleicht nur an ihm liege,  
das Nehmliche zu vollbringen, und daß er  
den Ruhm des Künstlers, wie alle Griechen  
den Ruhm eines Miltiades oder Themisto-  
kes, mit ihm zu theilen habe.

Endlich so glaube ich nicht, daß wir die  
Natur durch Undank beleidigen, wenn wir  
uns öfter und lebhafter an den Werken der  
Kunst, als an den ihrigen ergehen. Denn  
ist nicht auch unsere Fähigkeit das Schöne  
hervorzubringen eine ihrer Gaben? und  
bewundern wir nicht sie selber in unsern  
Werken? Und wo ist der Künstler, an dem  
wir nicht sein Genie, das Geschenk der Na-  
tur, noch weit mehr als seine einzelnen Her-  
vorbringungen bewundern?

Wenn ich aber im Reiche der Kunst,  
welches an Umfange dem Reiche der Natur  
wenig weichen wird, diese Statue so vielen  
andern Werken der berühmtesten Meister  
vorgezogen habe, so werde ich mich vielleicht  
dem Neide aller andern Künste und dem Tadel  
ihrer Liebhaber ausgesetzt haben. Wel-  
chem



dem ich durch die Erklärung zu entgehen hoffe, daß ich das Werk des Praxiteles nicht deswegen gewählt habe, weil ich die Bildhauerey allen andern Künsten vorziehe, sondern weil ich glaube, daß in keiner derselben jemahls ein so vollkommenes Meisterstück erschienen, als dieser Amor in der seinen ist.

Ich entscheide nicht, ob es schwerer sey, auf einer ebenen Tafel, durch Hülfe der Züge und Farben, die Körper der Natur so nachzuahmen, daß die beiden Sinne des Gesichtes und Gefühles gleichsam in Widerspruch gerathen; oder ob es künstlicher sey, eben diese Sinne so zu vereinigen, daß sie auf der ganzen Oberfläche eines Marmors die genaueste Gleichheit mit dem Urbilde finden. Dieses fühle ich nur, daß, zum wenigsten zu unserer Zeit, die Malerey noch nicht zu einem so hohen Grade der Vollkommenheit gelangt ist, als die Bildhauerey. Vielleicht ist es einem künftigen Volke vorbehalten, diese Kunst weit höher zu treiben, als sie bisher gestiegen ist. Und wenn ich in einem Zeitalter lebte, in welchem ein Apelles ein größ-

feres Meisterstück gemacht hätte, als ein Praxiteles, so würde ich ohne Anstand das Werk des erstern vor dem Bilde des letztern gewählt haben.

Die Baukunst gründet sich auf die Gesetze der Festigkeit, des Gewichtes, des Ebenmaßes, der symmetrischen Ordnung. Aber weil sich ihre Schönheit mehr auf den Verstand, als auf das Herz beziehet, weil sie mehr berechnet als gefühlet wird, so ist auch ihre Wirkung langsamer, schwächer, und auf eine kleinere Anzahl von Kennern eingeschränkt. Nicht, daß ich ihr alle Macht auf unsre Herzen abspreche. Sie rühret, sie erhebet sie insonderheit durch die Majestät der Größe, die sie ihren prächtigsten Werken zu geben vermag. Aber diese ihre Denkmale müssen auf ihrem Plaze, in den glücklichen Städten bewundert werden, welche sie besitzen, und ihre eigene Natur verhinderte mich also, meine Wahl auf sie zu richten.

Einen weit kürzern und gewissern Weg zu unserm Herzen wählet die Tonkunst. Mit unsicht,

unsichtbaren Farben mahlet sie gleichsam dem Ohre, und es scheint, als ob ihre langsame oder schnelle Bewegung die Schläge unseres Herzes bestimme, und sie bald aufhalte, bald beschleunige. Aber ihre Meisterstücke rauschen vorbei, sie verschwinden, indem sie entstehen, Ein Ton vertreibt den andern, und unser Vergnügen über ein geendigtes Lied bestehet in einer bloßen Erinnerung. In keiner Kunst ermüdet die Wiederholung so geschwinde, als in dieser. Keine ist unbeständiger und ungleicher, als diese, nicht nur in verschiedenen Ländern, sondern in dem nehmlichen Volke; und was die Griechen mit Entzückung hören, würde vielleicht das Ohr meiner Landesleute beleidiget haben.

Freylich ist keine Kunst, welche alle Vorzüge des Schönen so häufig, so vollkommen, so siegreich verbindet, als die Dichtkunst. Diesem ihrem Schooskinde hat die Einbildung die Macht gegeben, ohne Marmor und ohne Farben den Augen des Geistes die herrlichsten Bilder, nicht unbeweglich, nicht an

---

einen Ort, an einen Augenblick gebunden, sondern im ganzen Verlaufe einer Handlung, in allen ihren Scenen, mit allen Gedanken, Reden und Thaten, von denen sie begleitet war, zu schildern. Sie verbindet das Ebenmaß und die ausgesuchteste Ordnung der Baukunst mit der Harmonie und dem mannichfaltigen Wechsel der Musik. Sie ist die Beherrscherinn der Leidenschaften, die Königin der Herzen. Sie gibt uns aus ihrem zauberischen Kelche die Süßigkeit der Wollust, den Taumel der Bewunderung, die erwärmende Zärtlichkeit mit vollem Maße, sie gibt uns das tief erschütternde Mitleid und die tobenden Bewegungen des Zornes, der Furcht, des Schreckens mit unschädlichen Zügen zu trinken. Aber bekannt ist die kleine Anzahl ihrer Lieblinge, weil ihre Werke unverlezt allen gesitteten Völkern des Erdbodens mitgetheilt werden können. Wer ist unter uns, welcher nicht die Gedichte eines Homers, eines Sophokles, eines Virgils kennt, und ihre schönsten Stellen herzusagen weiß? Und dennoch scheint es mir  
noch

noch leichter zu seyn, daß Homer, ich will nicht sagen von einem erhabnern und erfindungsreichern, sondern von einem weisern, von einem feinern, von einem ausgearbeitetern Dichter übertroffen werde, als daß den Praxiteles ein anderer Meister seiner Kunst überwinde. Ich habe euch demnach nicht mit der vollkommensten Kunst bekannt machen, sondern euch das vollkommenste Werk, welches jemahls irgend eine Kunst hervorgebracht hat, vor die Augen stellen wollen.

Der König hörte diese Rede mit einem väterlichen Beyfalle, die Vertrauten mit einer richterlichen Aufmerksamkeit, sein jüngster Bruder mit einem kleinen Neide, der zwoyte mit Gleichgültigkeit, und der älteste mit einem wahren Vergnügen. Man wandte sich nun von neuem zu dem Bilde, man fand es je länger, je schöner; doch war niemand so entzückt darüber, als der Bildhauer. Einer der Rätthe, derjenige, welcher die Einkünfte des Reiches zu verwalten hatte, bezeugte nur ganz leicht und bescheiden, daß ihm die Summe von zehn Tonnen Goldes  
etwas

etwas theuer vorkomme. Keine Schätze der Welt, rief der Künstler zürnend aus, sind hinlänglich diesen Amor zu bezahlen. Er ist unschätzbar. Glücklich ist das Land, dessen Beherrscher die Künste liebet und zu schätzen weiß!

Die Königin und der Hof kamen erst des andern Tages, den Amor zu sehen. Zwey Höflinge, welche sich in Griechenland aufgehalten hatten und sich für Kenner ausgaben, wurden von der Königin auf die Seite gerufen. Ich finde es schön, das Bild, sagte sie. Ich erkenne in jedem seiner Züge den Gott der Liebe. Aber, ich gestehe es, ich verstehe mich nicht genug auf die Statuen, um das Außerordentliche, das Wunderbare zu sehen, welches der König so hoch erhoben hat. — Und bemerken Sie denn nicht, sprach der eine, wie auch die kleinsten Dinge so fleißig, so künstlich ausgedrückt sind? wie die Haare da liegen, als ob man sie zählen könnte? wie die Nägel so natürlich vorgestellt sind? was für Kunst es gebraucht, aus einem harten Marmor die Krümme des Bogens

gens so dünne, so leicht heraus zu hauen? — Ich erinnere mich, sprach der andere mit einem bedeutenden Lächeln, das Bild ehemals in . . . Athen gesehen zu haben. Ich sage nicht, daß es nicht schön sey; aber . . . es ist doch . . . Was fehlet ihm denn? unterbrach ihn die Königin. Es wäre zu viel davon zu reden, versetzte er, und ich müßte mich mancher Ausdrücke bedienen, die nur die Künstler verstehen. So suchte er seine Unwissenheit unter dem unbestimmten Scheine eines tiefen Tadelns zu verstecken, und je mehr er zu verstehen gab, je weniger konnte man begreifen, was er sagen wollte. Die übrigen Höflinge sahen das Bild mit ziemlicher Gleichgültigkeit an. Man lobte es mehr auf das Wort des Königes, und dem Prinzen zu gefallen, als aus Empfindung. Eine alte fromme Dame ärgerte sich an der Blöße des Knaben, uneingedenk, daß die Kunst, die einen reinen Geschmack erfordert, auch ein reines Herz voraussetzt. — Wenn dieser unser König wird, lispelte ein Hofmann dem andern ins Ohr, so verkauft er

er uns alle, um Statuen aus Griechenland zu hohlen.

Der Pöbel sah das Bild mit keiner andern Empfindung als der Frömmigkeit an. Sie warfen sich vor dem Gotte nieder, sie beteten an, und zierten ihn mit Blumen, Kränzen. Der gesündere Theil des Volkes bewunderte das Bild, zwar nicht mit den Entzückungen des Künstlers, doch mit der aufrichtigen Freude des Redlichen. Die einen fühlten, und die andern wiederholten was die Fühlenden sagten. Die Königin kam zum zweyten Mahle von dem Griechischen Bildhauer begleitet. Dieser unterrichtete sie besser, als ihre Kenner, von den Vorzügen des Werkes. Das Volk drängte sich von selbst zu dem Meister hin, befragte sich um sein Urtheil, und sein Beyfall ergoß sich wie ein Strom, welcher alles mit sich reißet und im Lauf seine Kräfte vermehret. Man kam mit milderer Hitze und in geringerer Anzahl, als den Phönix zu sehen; aber viele kamen öfter zurück, und gingen jedes Mahl vergnügter hinweg. Der zehente Tag kam an,



an, und manche, die das Bild täglich betrachtet hatten, bereuten noch, es nicht genug gesehen zu haben.

Mit einer gesetzten Miene und etner Schrift unter dem Arme trat der dritte Prinz in das Zimmer, in welchem der König mit der gewöhnlichen Gesellschaft bereits erschienen war. Er setzte sich mit ernsthaftem Anstande ihnen gegen über, und nach einer kleinen Pause fing er also zu reden an.

Nachdem ich oftmahls, o König, bey mir selber die Natur und den eigentlichen Charakter des Schönen überleget und betrachtet habe, nachdem ich die Reihe aller derjenigen Dinge, denen diese Eigenschaft zugesprochen wird, gleichsam vor mich beschieden und untersucht habe: so halte ich dafür, daß, gleichwie der Mensch aus zwey besondern Theilen, einem Leibe und einer Seele bestehet, also finde man auch zwey Arten des Schönen, deren das eine sich auf den Leib und die Sinne, das andere aber auf den Geist oder die Seele beziehet. Unter unsern äußerlichen Sinnen haben wir nur zwey, deren

---

nen das Vorrecht die Schönheit zu entdecken gegeben ist: das Ohr und das Auge. Die drey andern sind auf eine gröbere und unedlere Wollust eingeschränkt. Nämlich mit den beiden erstern allein entdecken wir die Dinge in ihrem Ganzen, in ihrem Zusammenhange, in der Ferne, und eine Menge von Gegenständen in einem nehmlichen Punkte. Sie sind es also, welche unserm Vusen das feinere Vergnügen der Schönheit zuführen, und welche gleichsam einer genauern Gemeinschaft, eines vertrautern Umganges mit der Seele gewürdiget sind. Die einzelnen Körper, sie seyen nun aus dem Reiche der Natur oder der Kunst genommen, welche durch ihren unmittelbaren Eindruck die sanfte Bewegung des Beyfalles erwecken, machen die erste Klasse des Schönen aus. Sie wirken, wenn ich so reden mag, auf denjenigen Theil der Seele, welcher am nächsten am Leibe hängt, sie fallen in die gröbern oder stumpfern Sinne derselben.

Aber die Seele hat noch ein anderes Ohr, noch ein anderes Auge, vor welchem die einzel-

einzelnen Körper als Atomen verschwinden,  
 und die allein das Große, das Erhabene,  
 das Ewige und Unveränderliche zu sehen und  
 zu hören bestimmt sind. Dieses ihr Auge  
 dringet in die unermessliche Weite des ganz-  
 zen Reiches der Schöpfung, es zählt die  
 Wolken, es mißt ihre Entfernung, es bemer-  
 ket ihren Lauf, und liest die Gesetze der Ord-  
 nung in dem Buche der ewigen Weisheit.  
 Mit diesem ihrem Ohre vernimmt sie die  
 Stimme der Natur, die Harmonie der Sphä-  
 rey, den Ruf des Gewissens, die unumstöß-  
 lichen Gesetze der Gerechtigkeit. Mit diesen  
 Entdeckungen bereichert, unterscheidet sie die  
 Materie von dem Geiste. Sie beschäftigt  
 sich mit jener nicht anders, als in so fern sie  
 nach sichern und unveränderlichen Regeln an-  
 geordnet ist und regieret wird, in so fern sie  
 durch Ebenmaß, Ordnung und Grösse der  
 Aufmerksamkeit eines unsterblichen Geistes  
 würdig ist. Aber sie erhebet sich auch zu ei-  
 ner andern Welt, zu einer unsichtbaren Schö-  
 pfung, zu einer neuen Ordnung von Dingen.  
 Sie gehet mit reinen und unsterblichen Geis-  
 t. Nicolai Gedichte 5ter Th. D stern

stern um. Sie bricht die Bande des Leibes, die sie an Ort und Zeit anseffeln, sie gehet tief sinnig in dem weiten Raume des Unendlichen einher, sie siehet auf seinem Throne den alles erfüllenden Schöpfer, und erhebet sich wieder zu der göttlichen Quelle, aus welcher sie hergestossen.

Um so viel nun das Himmlische, das Unsterbliche, das Ewige, das Unendliche edler ist, als das Irdische, das Hinfällige, das Zeitliche, das Eingeschränkte, um so viel ist auch das Schöne des Geistes edler, als das sinnliche Schöne, um so viel ist auch seine Natur vollkommener und erhabener. Hier ist keine willkührliche Schönheit, hier hängt nichts von dem Baue des Körpers, von dem Geschmacke, von der Erziehung und Gewohnheit ab. Das Schöne des Geistes ist ein einziges, ein gewisses, ein unveränderliches Schönes, und daß ich es mit einem Worte sage: es ist nichts anders, als die Wahrheit.

Schärfe oder Schwäche unser Auge, spanne die Nerven unserer Empfindung höher  
oder

oder niedriger, mache uns grösser oder kleiner, gib uns einen sechsten Sinn: so verschwindet alle das Schöne, welches wir bisher bewundert haben, so verändert sich die ganze Natur für uns, so müssen wir neue Künste, neue Farben, neue Formen, neue Sprachen erfinden. Aber stürze den Bau der Welten um, laß den Lauf der Zeiten stille stehen, laß die verzehrende Flamme die ganze Schöpfung zernichten, laß aus dem Schutte des Chaos eine neue Welt, eine neue Ordnung entstehen: die Wahrheit bleibt. Diese, für welche unser Geist geschaffen ist, an der er, je vollkommener er wird, desto mehr Vergnügen findet, diese ist der reineste Ausfluß der Gottheit; und die kleine Anzahl von Wahrheiten, welche wir zu fassen fähig sind, ist gleichsam die väterliche Hand, die uns der Schöpfer reichet, durch alle Stufen seines Werkes zu ihm hinauf zu steigen.

Dies, o König! ist der erhabene Begriff, den ich mir von dem Schönen mache, welches die Bewunderung eines unsterblichen, eines denkenden Wesens verdienet. Freylich

Können wir die Ursache nicht ergründen, warum uns die Vorsicht, welche uns bey unserer Geburt mitten in diese unzählbare Versammlung so vieler Wesen, Welten und Geschöpfe neu und unwissend hingestoßen, den Gefahren des Irrthumes und Zweifels so lange, so häufig ausgesetzt läßt. Aber was verlieret dadurch die Wahrheit von ihrem Werthe? Ist denn das Schöne nichts, weil es auch ein Häßliches gibt? oder dienet nicht dieses, den Preis des ersteren noch mehr zu erhöhen? Gelingen denn auch der Kunst alle ihre Bemühungen, und bringet sie nichts als Meisterstücke hervor? Wenige sind es, deren reinere und stärkere Seelen durch Beständigkeit und Eifer zur Kenntniß der Wahrheit gelangen. Aber diesen Wenigen ist auch das reineste, das erhabenste Vergnügen vorbehalten. Diese Wenigen sind die Lieblinge des Himmels, sie sind das Auge der Schöpfung. Für diese habe ich einen Schatz, ein Kleinod gesucht und gefunden. Der Beyfall dieser Wenigen ist es auch, welcher allein meine Ehrbegierde reizet, und welcher mir,

mir, o König! in deinen Augen um so viel vortheilhafter seyn wird, da du selbst unter die Zahl dieser Auserwählten gehörest.

Es ist wohl kein Ohr so roh, in welches nicht der Nahme und Ruhm des weisen Zoaroasters gedrungen ist. Jedermann kennet die Sinnbilder, die Gebräuche, die Religion, unter welchen er die tiefen Wahrheiten der Natur und Weltweisheit dem Volke anzudeuten und fühlbar zu machen gesucht hat. Aber seine höhere, seine göttliche Lehre, die Seele dieses sinnlichen Bildes, lag seit seinem Tode als ein Heiligthum in dem Tempel zu Balk verschlossen, und allein der geprüfte und erleuchtete Magier konnte zur Anschauung desselben gelangen. Mein langer Aufenthalt in diesem alten Sitze des Weisen gab mir endlich Gelegenheit, gleich einem andern Jason, mich dieses weit edleren, weit köstlicheren Bließes zu bemätern. In diesem Buche hat der weiseste unter den Menschen alle seine Kenntnisse niedergeschrieben. Vergönne mir demnach, o König! daß ich die mir bestimmten folgenden Tage dar-  
 D 3 auf

auf verwende, diesen Reichthum der kleinen Anzahl derjenigen mitzutheilen, welche der Ehre würdig sind, zu den hohen Geheimnissen der Weisheit eingeweiht zu werden.

Nicht nur unter den Vertrauten des Königes, sondern auch unter den begüterten Bürgern des Landes waren viele, die die Wissenschaften liebten, und welche die Mittheilung des Zoroasterischen Buches für einen der glücklichsten Zufälle ihres Lebens hielten. Auch fehlte es weder der Hauptstadt, noch den Provinzen an solchen Männern, die ihr ganzes Leben dem Unterrichte, dem Fleiße, der Lesung und Erforschung widmeten, und einem Spiegel glichen, welcher alle Strahlen der Wahrheit auffängt, um sie nachgehends auf ein ganzes Volk zurück zu werfen. Diese oren Arten von Leuten blieben in kurzem die einzigen Zuhörer des Prinzen. Denn die Höflinge, welche den ersten Tag die Versammlung durch ihr ewiges Wispern gestört hatten, blieben den andern Tag von selbst aus. Sie warfen dem Prinzen einen gelehrten Hochmuth vor, und ihr kalter Spott



Spott über diesen erstreckte sich auf die Wissenschaften selbst. Eine schöne Regierung! sagten einige, wenn der König sich mehr um den Himmel und die Sterne, als um seine Staaten bekümmert. Aufrichtig und bescheiden enthielt sich das Volk von der Sache zu urtheilen. Freylich, sagten sie, ist die Wissenschaft etwas herrliches; aber sie gehört den Weisen zu, den Königen, und denen, die die Sorge der Regierung mit ihnen theilen; ein jeder bleibe in seinem Berufe. Doch wollten etliche vom Volke das Buch geöffnet sehen. Sie lobten die Schrift und die kostbare Decke. Am meisten verwunderten sie sich darüber, daß so viele Weisheit in einem so kleinen Werke stecken könnte.

Das erste Buch Zoroasters, welches von der zählbaren und meßbaren Größe der Körper handelte, wurde von der ganzen Versammlung mit der vollkommensten Genugthuung aufgenommen. Man bewunderte nicht nur die lange, ununterbrochene Reihe von Wahrheiten, zu welchen man stufenweise geführt wurde, sondern das, was der Zu-

hörern die meiste Freude verursachte, war die augenscheinliche Gewißheit, und die Nothwendigkeit der Folgen, welche immer eine aus der andern flossen.

In dem zweiten Buche erklärte er die ganze Haushaltung der Schöpfung, das ganze System des Weltgebäudes, den Lauf der Sonne und der Planeten, die Gestalt und die Wälzungen der Erde, die Einflüsse und Aspekten des Mondes. Er redete von dem dunkeln Laufe der Kometen, von den großen Veränderungen, die auf unserm Erdboden vorgegangen, von der Natur und den Bewegungen des Meeres, von den Winden, von den Ursachen der Erdbeben und der feuererspendenden Berge, von der Zeugung der Metalle und Steine. Er erforschte den wunderbaren Bau des Menschen, und mit ihm verglich er hierauf die Bildung anderer Thiere. Er wies, wie einfach die Natur ihre Maschinen im Großen einrichtet, wie künstlich zusammengesetzt im Kleinen. Er redete endlich von dem fühllosen Leben der Pflanzen, und führte also die Zuhörer von dem großen

großen Schauspiele der Welten, bis auf die unentdecklichen Adern des Gräschens, und wies in beiden eine gleiche Weisheit, eine gleiche Sorgfalt des Schöpfers.

So wahrscheinlich auch Zoroaster diese seine Meinungen durch die sinnreichsten Gründe zu machen suchte, so war dennoch die Ueberzeugung, die sie wirkten, weder so allgemein, noch so vollkommen, als beym ersten Buche. Hundert Zweifel entstanden bey jedem Punkte. Man stritt über die Natur, den Lauf, die Entfernung der Gestirne; man stritt über die Geschichte der Erde. Wie kann das Wasser jemahls auf die Gipfel der höchsten Berge gestiegen seyn, die es gebildet haben soll? Was kann eine so große Zerrüttung verursacht haben? Jeder Zufall, jeder Körper in der Natur ward nach verschiedenen Systemen und Sekten verschiedentlich erklärt. Man erhitzte sich, ohne sich zu verstehen; und wenn man auch den Schlüssen des Prinzen zu weichen schien, so geschah es mit einem gewissen Zwange, welcher mehr Ehrfurcht als Ueberzeugung blicken ließ.

In dem dritten Buche erhob sich der Magier von der Natur der Körper zu der Natur des Schöpfers, und leitete aus solcher alle Pflichten des moralischen Menschen her. Nichts konnte erhabner seyn, als seine Rede von dem höchsten Wesen. Der Majestät des Gegenstandes antwortete die Größe der Begriffe. die Macht und Würde des Ausdrucks. Das Feuer seines Geistes fuhr in die Seelen aller Zuhörer. Man erblaßte, man konnte der hintereißenden Empfindung nicht weiter gebiethen, es entfuhrn ersticke und schluchzende Stimmen und unterbrachen die Vorlesung des Prinzen. Er fing sie von neuem an, nicht ohne die Versammlung erinnert zu haben, wie mächtig das Schöne, welches er gewählet, auf die Herzen derer sey, die für solches geschaffen sind. Sodanher erklärte hierauf die großen Gesetze des Naturrechtes, und bewies sie aus deutlichen und unumstößlichen Gründen. Er zeigte die verschiedenen Beziehungen des Menschen, und wie aus solchen alle seine Pflichten gegen Gott, gegen sich selbst und gegen andere entspringen

entspringen. Er durchging alle Stände, alle Theile des gemeinen Wesens. Nichts war reiner, als seine Sittenlehre, nichts einfacher, als seine Staatslehre. Sie beruhete einzig auf dem Grunde: daß das Glück der Völker das höchste Gesetz der Könige seyn solle. Er redete von allen Theilen der Verwaltung, er unterstützte seinen Rath und seine Lehren mit Beyspielen aus der Geschichte. Er empfahl ihre Erlernung den künftigen Regenten, als einen Unterricht, den ihnen die Todten mit einer Gewalt und Freyheit geben, welcher sich die Lebenden selten erkühnen.

Die Geisterlehre war es, von welcher Zoroaster im vierten Buche handelte. Er wies den Unterschied der Materie und des Geistes, welche er, als die ersten Anfänge alles dessen, was ist, einem allmächtigen Wesen unterwarf. Er leitete aus diesen Quellen des Lichtes und der Finsterniß den Unterschied des Guten und Bösen her. Er beschloß das ganze Werk mit den abgezogensten Begriffen vom Leeren, vom Raume, von der Zeit und der Ewigkeit.

Aber

Aber hier äußerte sich die größte Ungleichheit in den Urtheilen der Zuhörer. Jeder hatte seine besondere Meinung, die er der ganzen Versammlung, als die allein wahre, beweisen und ausdringen wollte. Der Prinz, von dem Ansehen seines Magiers eingenommen, wollte nichts anhören, was nicht mit seinem Buche übereinkam. Andere, die sich einer entgegengesetzten Sekte gewidmet hatten, verwarfen viele Sätze nur deswegen, weil Zoroaster sie behauptet hatte. Die zwey letzten Tage wurden meistens mit heftigen Wortstreiten zugebracht, welche der König endlich also unterbrach: Die Verschiedenheit der Meinungen ist ein gewisses Zeichen des Irrthumes oder der Unwissenheit. Lasset demnach, meine Freunde, einem jeden die Freiheit, in so zweifelhaften Dingen diejenige Lehre anzunehmen, welche ihm die sicherste, die tröstlichste schzinet. Uebrigens, mein Sohn! (so fuhr er zu dem Prinzen fort) weiß ich das Kleinod, welches du gewählt hast, nach seinem Wertbe zu schätzen. Ich kenne den mächtigen Einfluß der Wissenschaften

ten auf unser Glück. Ich weiß, daß keine derselben so müßig ist, daß sie uns nicht endlich auf irgend eine nützliche Entdeckung führen sollte. Ich weiß, daß alle Menschen ein gleiches Recht auf die Wahrheit, wie auf das Licht des Tages haben. Ich verabscheue die grausame Staatskunst, welche die Finsterniß der Unwissenheit zu vermehren und zu verlängern suchet, um sie zum Werkzeuge der Tyranney zu gebrauchen. Ich danke dir demnach für dein Geschenk; aber ich mißbillige zugleich die Art, mit welcher du zu dem Besitze desselben gelanget bist. Ich habe euch eure Schätze zu erwerben, nicht zu rauben ermahnet. Das Werk des Praxiteles, welches dein Bruder mit so vielem Golde erkaufet hat, ist lange nicht so theuer, als das Buch Zoroasters; denn es kostet dir eine Ungerechtigkeit. Veruse dich nicht auf deine Argonauten! Ihre That entschuldiget die deinige nicht. Die Griechen, unsere Meister in den Künsten, sind nicht immer gültige Beispiele für die Sitten. Laß dem dunkeln Alterthume und seinen rohen Helden ihren verdäch-

verbächtigen Ruhm. Den Glanz ihrer größten Thaten beslecket oftmahls Gewalt und Unrecht. Dichter besangen ihre Siege, aber Völker beweinten sie. Wir, die wir den Ruhm der Billigkeit allem andern Ruhme vorziehen, wir sind verbunden, den Fehler zu ersetzen, welchen ich allein deiner Jugend zuschreiben will. Theile den Inhalt dieses Buches den Liebhabern der Wissenschaft mit, aber die Urschrift werde ihren wahren Besitzern wieder zugestellt. Laß die Persischen Magier diesen Schatz aufs neue vergraben; genug, daß dir mein Volk den Genuß desselben zu danken hat. Ehrerbiethig und dankbar nahm der Jüngling die Lehre des Vaters an; und die Versammlung bewunderte beides, die Klugheit des Königes, und den Gehorsam des Prinzen.

Endlich erschien der Tag, an welchem Gobryas, der älteste Bruder, mit seinem Kleinode auftreten sollte. Man erwartete es mit der größten Ungeduld. Was bleibt ihm übrig? sagte man; alle Reiche des Schönen sind erschöpft. Was will er aufweisen,  
das



Was nicht entweder zur Natur, oder zur  
 Kunst, oder zur Wissenschaft gehöre? In  
 allen diesen Theilen sind ihm seine Brüder  
 zuvorgekommen, und nothwendiger Weise  
 muß er in einen derselben zurück fallen.  
 Sein bisheriges Betragen machte seine Rich-  
 ter noch verlegener. Man hatte an ihm we-  
 der Neid noch Mißgunst, weder Furcht noch  
 Hoffnung, weder Begierde noch Zuversicht  
 bemerkt. Die Verwirrung des Rathes stieg  
 am höchsten, als man ihn, da er zu erschei-  
 nen berufen ward, von einem alten Manne  
 begleitet in das Zimmer treten sah, einem  
 Manne, dessen grauer Bart, welcher ihm  
 bis auf den Gürtel reichte, einen Theil sei-  
 nes schlechten Gewandes bedeckte, und auf  
 dessen kahler und gespannter Stirne man zu-  
 gleich die Mühseligkeiten eines harten Le-  
 bens, und den gesetzten Muth eines gelasse-  
 nen Weisen lesen konnte. Nach einem kur-  
 zen Stillschweigen, welches eine so unerwar-  
 tete Erscheinung verursacht hatte, fragte  
 der König den Prinzen, ob dieser Greis der  
 Besitzer seines Kleinodes sey? Ja, sprach ver-  
 Pring

Prinz gerührt, er ist es, mein Vater! Das Kleinod, das ich dir bringe, ist das seine. Du hast es ehemahls gekannt; du hast es für verloren beweint. Ich bringe dir es wieder. Ich weiß, mit welcher Freude du es annehmen wirst. Gehe, Hydras, umfasse die Knie deines Königes!

Schon fielen die Thränen und die Küsse des Alten auf die Rechte seines Fürsten, schon fühlte er sich an seine Brust gedrückt, und die brennenden Wangen des Königes auf seiner Stirne. Hydras! rief der König aus, mein Hydras! lebst du noch? du, dessen Tod ich schon so lange beweinet? O mein Sohn! welch ein Geschenk bringst du mir? den edelsten, den tugendhaftesten unter allen Sterblichen. Meine Freunde! ihr alle seyd ehemahls Zeugen seiner Tugend gewesen. Sein ganzes Leben war eine Kette von edeln Thaten. Der Segen, den sie vom Himmel verdienten, ruhete auf dem ganzen Lande, so lange er der Regierung desselben unter meinem Vater vorstand. Unglücklicher Vater! welchen die Verleumdungen eines Voss-  
hasten,

hasten, eines Debar, zu betriegen vermochte,  
 welcher dem Schmeichler zu Liebe den Red-  
 lichen von sich stieß? Wirfst du mir seinen  
 Irrthum vergeben, Hydras? — Rede nicht  
 von dem Vergangenen, mein König! erwie-  
 derte der Alte; der gegenwärtige Augenblick  
 ersetzt mir alles. — Aber, fing der König  
 wieder an, warum hast du mir keine Nach-  
 richt von deiner Erhaltung gegeben? warum  
 hast du der Zeitung deines Todes nicht wi-  
 dersprochen, welche sich gleich nach deiner  
 Verweisung ausgebreitet hatte? Warum bist  
 du nicht gleich nach dem Tode meines Va-  
 ters in meine Arme geeilet? Hast du denn  
 das Schicksal des Debar nicht erfahren? hast  
 du nicht erfahren, daß der Sturz des Debar,  
 deines Feindes, daß die Rache deines erlitte-  
 nen Unrechtes die erste Handlung meiner  
 Regierung war? — Zu spät, mein König,  
 erfuhr ich es, sprach Hydras. Schon waren  
 sie nicht mehr, die, um derentwillen allein  
 ich mir einen gütigern Anblick des Schicksals  
 gewünscht hatte; meine Kinder waren  
 nicht mehr. Die letzte Schlacht, welche zur  
 Zeit deines Vaters ihm den Thron, dem  
 Volke Leben und Freiheit erhalten, hatte  
 Nicolai Gedichte 5ter Th. E mich



mich meiner beiden Söhne, meiner Hoffnung, meiner Stützen beraubet. Wie hätte ich, nach diesem Verluste, meine stille Einsamkeit verlassen, und, alt und traurig, mich den Stürmen des Hofes von neuem aussetzen können? ich, der ich den Wellen desselben kaum entgangen war? — Und welche Gegend war denn so glücklich dich zu besitzen? wo hat mein Sohn dich angetroffen? fragte der König. Erlaube mir, mein Vater, fiel ihm der Prinz in das Wort, an seiner Stelle zu reden; seine Bescheidenheit würde dir den größten Theil seiner Tugend verschweigen.

Da du uns vor drey Jahren von dir liegst, nahm ich mit vor, unter verändertem Nahmen und von einem einzigen Knechte begleitet, zuerst deine Staaten zu durchreisen. Ich durchzog eben die äußerste Provinz deines Reiches, ein ödes und waldiges Land, als ich einst bey einbrechender Nacht in einem kleinen Dörflein zu bleiben genöthiget ward. Die armen Einwohner desselben führten mich gerade zu der Hütte des Parmys: so nannten sie den Aeblichen. Er ist freundlich, sagten sie, und dienet gern den Fremden. Müde kam er iht hinter einem umgerstürzten

kürzten Pfluge seiner Hütte zugeschlichen. Aber die Zeitung, daß er einen Gast bewirthen sollte, schien ihm alle Müdigkeit auf einmahl hinweggenommen zu haben. Er eilte mir freudig entgegen, er empfing mich liebevoll, und bediente mich mit einer so anständigen, so freyen Art, daß ich bald merken konnte, die Hütte, die er bewohnte, sey nicht immer sein Aufenthalt gewesen. Die süße Weisheit seiner Reden bestärkte meinen Argwohn. Des andern Morgens bat er mich, noch einige Tage bey ihm zu verweilen. Ich freute mich über seinen Antrag. Aber erlaube mir, fuhr er fort, dich auf einige Augenblicke zu verlassen. Ein kranker Nachbar erwartet meinen Besuch. Und wirst du mir nicht vergönnen, dich zu ihm zu begleiten? erwiederte ich. Ich bin gern ein Zeuge des erquickten Elendes. Lächelnd reichte er mir die Hand, drückte sie, und führte mich in die nächste Hütte, die der seinen vollkommen ähnlich war. Auf einem bequemen Bette fand ich einen Mann, welchen die Krankheit aller Kräfte beraubet hatte. Er richtete sich ächzend auf, und näherte die kahlen Lippen dem Gefäße, in welchem Par-

E 2

mys

mys ihm ein labendes Getränk reichte. Sein Auge stand, indem er es einnahm, fest auf mich geheftet, und mich dünkte in seinen Zügen etwas zu unterscheiden, wovon ich noch ein ungewisses Andenken übrig behalten hatte. Süß muß der Geschmack des Getränkes aus so freundschaftlichen Händen seyn, sagte ich. Kaum hatte er mich reden hören, so stieß er das Gefäß von sich. Er ist es! rief er aus: Gobryas, der älteste Sohn des Königes! Zweifle nicht, Hydras! er ist es. So gleich erkannte ich ihn. Debar war es. Debar! rief ich aus, bist du es? Was für einen Hydras nennest du mir? wo ist er? — Hier, sprach er, hier vor deinen Augen. Nicht Parmys, Hydras ist sein Name, Hydras, den ich so grausam verfolgt, Hydras, ist mein Wohlthäter, mein Erretter, mein Freund. — Sprachlos fiel ich dem Greise um den Hals. Meine Thränen vermengten sich mit den seinigen. — Bin ich so glücklich, fing endlich Hydras an, den Sohn meines Königes zu besitzen? den Gobryas, den ich zur Welt kommen sah, den ich so oft auf meinen Armen getragen? Hätte ich jemahls denken sollen, da ich dich als ein Kind an dem

dem Hofe deines Großvaters verließ, daß ich einst das Glück haben würde, dich in dieser Einöde zu bewirthen? — Was redest du von Glück? versetzte ich, laß mich das meinige rühmen! Hydras, du lebst noch? welch eine Zeitung für meinen Vater! welch ein Auftritt für mich! Ernsthaft und strafend fiel hier mein Blick auf den Debar zurück. Alle seine Missethaten erschienen ihm im Spiegel meines Auges. — Ja, Prinz, sing er an, es ist billig, es ist nothwendig, daß ich dir ein Unthier, ein Abscheu der Natur scheine: aber höre mich. Vielleicht ist es noch möglich, daß auch du mir vergibst. Um Hydras willen! verstoße mich nicht ganz; habe Mitleiden mit meinem Zustande, und laß mich hoffen, noch einige Gnade in deinem Herzen zu finden. Mein erster Schritt, sie zu versöhnen, soll das Geständniß meines größten Verbrechens seyn.

„Durch erdichtete Anklagen, durch un-  
 „tergeschobene Briefe, durch erkaufte Zeu-  
 „gen, bewog ich den alten König, den Hy-  
 „dras ins Elend zu verweisen. Ich berei-  
 „cherte mich durch Einziehung seiner Güter,  
 „ich hatte mich an seine Stelle geschwungen;

„aber unzufrieden mit dem Urtheile des Königes, sandte ich einen Vertrauten aus, ihn auf seinem Wege heimlich zu tödten. Die Erinnerung einer alten Wohlthat (denn auf wen hatten sie sich nicht erstreckt?) hielt den Arm des Mörders zurück. Ob er gleich vor meinen Augen nicht wieder erschien, hielt ich doch dafür, er habe seinen Auftrag ausgerichtet, und streuete die Zeitung von dem Tode des Hydras aus. Durch dieß neue Verbrechen glaubte ich meines Glückes gewiß zu seyn. Aber mein Fall war unvermeidlich. Kaum bestieg dein Vater den Thron, so fiel das Unglück, in welches ich den Hydras gestürzt hatte, auf mich zurück. Aller meiner Wärden, aller meiner Güter beraubt, mit einem Stabe in der Hand, irrte ich nun, ein Bettler, von einer Thüre zur andern. Noch glücklich, daß ich unerkannt war! Durch Spott und Härte würde sonst ein jeder die erlittenen Unterdrückungen an mir gerächet, und mein Unglück noch unerträglicher gemacht haben. Nach langen Plagen, deren Erzählung ich dir ersparen will, kam ich in diese Emdde, und ohne es zu wissen,

„ vor



„ vor die Hütte des Hydras. Ich bat um ei-  
 „ nen Bissen Brot. Die Hitze des Tages,  
 „ die Länge des Weges, aber noch mehr mein  
 „ Elend und meine Verzweiflung hatten mich  
 „ völlig entkräftet. Ich fiel ohnmächtig vor  
 „ der Thüre nieder, ehe sie sich auf mein  
 „ Rufen geöffnet hatte. Wie groß war mein  
 „ Erstaunen, mein Schrecken, da ich die  
 „ Augen wieder aufschlug, und mich auf ei-  
 „ nem sanften Bette liegend, und an meiner  
 „ Seite — wen? ihr Götter! — ihn, den  
 „ Hydras selber, sitzen sah. Fast wäre ich  
 „ wieder in die vorige Ohnmacht zurück ge-  
 „ sunken. kaum konnte ich meinen Augen  
 „ glauben. Ich sah ihn starr an. Er merkte  
 „ meine Verwirrung. Debar, sprach er lä-  
 „ chelnd, wer hätte jemahls gedacht, daß  
 „ Hydras noch einst das Vergnügen haben  
 „ sollte, dir nützlich zu seyn? Ich wollte mich  
 „ aufraffen und fliehen. Warum fliehest du  
 „ mich, Debar? so sprach er, und hielt mich  
 „ freundlich bey der Hand zurück. Fürchtest  
 „ du mich? Hastest du mich so sehr, daß du  
 „ mir auch die Freude mißgönnest, dir zu  
 „ dienen? Bleib! Hat uns das Glück zu  
 „ Feinden gemacht, das Unglück versöhnet

„ uns wieder. Welch eine Lehre für uns,  
 „ Debar! laß sie nicht ungefasst vorbegehen.  
 „ Armer Debar! wie schwer, wie sauer  
 „ muß dir dein Schickial scheinen! — Schwer,  
 „ rief ich aus, aber nicht so schwer, als die  
 „ Schande, es verdienet zu haben: meine  
 „ Falschheit, das Unrecht, das ich an dir . . .  
 „ Vergiß es, sprach Hydras, so wie ich es  
 „ längst vergessen habe. Hat dich dein Un-  
 „ glück gebessert, so beklage dich nicht über  
 „ dein Schickial. Sieh! hier ist der kleine  
 „ Rest meines geretteten Vermögens. Ich  
 „ bewahrte es ehemahls für meine Kinder  
 „ auf. Aber ihr Tod hat meine Vorsorge  
 „ unnütz gemacht. Für dieses Wenige kann  
 „ ich dir ein Haus, gleich diesem, an meiner  
 „ Seite verschaffen. Ich will dir den Ueber-  
 „ rest deiner Tage so erträglich machen, als  
 „ mir es meine Armuth zuläßt. Lerne nur  
 „ die Fälle des Glückes mit Standhaftigkeit  
 „ ertragen. Sey grösser in dieser Hütte,  
 „ als du am Hofe warest, sey redlich! —  
 „ Wie könnte ich dir, o Prinz! (fuhr Debar  
 „ fort) wie könnte ich dir die Regungen be-  
 „ schreiben, die sich meiner Brust bemeister-  
 „ ten? Die Thränen verhinderten mich, sie  
 „ meis

„meinem Wohlthäter zu entdecken. Er,  
 „mit dessen Blut ich mich besleckt zu haben  
 „glaubte, er, mit dessen Raube ich mich  
 „bereichert hatte, rettet mir jetzt das Leben,  
 „schenkt mir das Gut seiner Kinder. Ich  
 „hieß mich einen Abscheu der Natur, und  
 „er tröstete mich; ich bat ihn um Rache,  
 „und er ließ mich nichts, als Mitleiden und  
 „Güte sehen. Meine Krankheit ward schwerer  
 „durch den nagenden Wurm meiner  
 „Reue. Sie ward langwierig, und ich sah  
 „mich gezwungen, mich der Großmuth mei-  
 „nes Feindes (denn das hätte er seyn müs-  
 „sen) ganz zu überlassen. Fünf Jahre sind  
 „es nun, daß er mich täglich versorget.  
 „Seine sinnreiche Sorgfalt macht mir das  
 „Leben angenehm, aber noch mehr sein sanf-  
 „ter Umgang, der Reiz seiner Tugend, die  
 „Weisheit seiner Lehren. Ich fühle es, ich  
 „werde ihm nicht lange mehr beschwerlich  
 „seyn. Aber das fühle ich auch, daß sein  
 „Beystand meinem Geiste eine Stärke ge-  
 „ben, deren mein zerrütteter Körper nicht  
 „mehr fähig ist. Ja, mein Prinz, ich kenne  
 „sie nunmehr, die Tugend, die ich so lange  
 „verachtet habe, ich liebe sie, ich fühle sie  
 E 5 „in

„in meinem Herzen; denn ich fühle ihren  
 „Trost. Du hast mein Leben gerettet, o  
 „Hydras! du erhältst es noch räthlich: dieß  
 „ist großmüthig; du hast mein Herz erän-  
 „dert: dieß, dieß ist die größte deiner Wohl-  
 „thaten. Niemahls war ich in meiner Herr-  
 „lichkeit so glücklich, als auf diesem Ster-  
 „bebette. Gelassen und freudig erwartete ich  
 „nun den Tod, dem ich ehemahls nicht an-  
 „ders, als mit Entsetzen entgegen sah. Dank  
 „dir, o Himmel! daß du mir vor meinem  
 „Ende noch einen so erhabenen Zeugen der  
 „Tugend meines Freundes zugeschieket: das  
 „einzige Glück, welches mir seine Großmuth  
 „zu wünschen übrig ließ.“

So sprach Debar. Oesters hatten meine  
 Ausrufe und Thränen, öfters hatte sein  
 Schluchzen und seine Schwachheit ihn unter-  
 brochen. Gerührt fiel ich nun auch ihm um  
 den Hals. Er küßte mich mit der feurigsten  
 Entzückung. „So ist mir denn noch einmahl  
 „vergönnt, rief er aus, die ganze Wollust  
 „der Tugend zu fühlen! O Hydras! alles,  
 „alles dieses kömmt von dir! —“ Ungebul-  
 dig, seine Lobsprüche zu unterbrechen, fragte  
 mich Hydras nunmehr, was für ein Zufall  
 mich

mich in diesen Winkel der Erde geführt habe? Ich erzählte ihnen die Ursache und den Endzweck meiner Reise. — Du hast es gefunden, was du suchest, rief Deber aus, hier ist sie, die größte Schönheit, hier ist sie! das Herz des Hydras. Führe meinen Wohlthäter deinem Vater, führe meinem guten Könige seinen weisen, seinen getreuen Diener zu, damit seine siegreiche Tugend zum Troste, zum Unterrichte, zum Glücke seiner Mitbürger noch einmahl in ihrem ganzen Glanze erscheine. Gib ihm Gelegenheit das Unrecht seines Vaters und meine Missethat zu ersetzen. — Lange weigerte sich Hydras, einen Freund zu verlassen, welchem er den Rest seiner Tage gewidmet zu haben schwur. Aber kurz darauf starb Debar ruhig und sanft in den Armen des Hydras, und eine Bitte um den Segen des Himmels für ihn waren seine letzten Worte.

Hier endigte der Prinz seine Erzählung. Von neuem brach der König in die zärtlichsten Liebesungen aus. Gedankt sey es euch, ihr Götter! sprach er, daß ihr meine Regierung durch ein Beyspiel so großer Tugend verherrlicht habt. Weinend standen die jüngern

gern Prinzen da. Der Sieg ist sein, riefen sie aus, der Sieg ist sein! Die Freunde des Königes, welche die Ehrfurcht bisher zurück gehalten hatte, fielen dem Hydras nun alle um den Hals und auf die Hände. Mit feuchten Augen küßten sie ihn. Der eine hieß ihn seinen Bruder, der andere seinen Vater. Jeder wußte eine Ursache zu finden, warum seine Rückkunft ihm eine grössere Freude, als den übrigen, verursachte. Die Königin eilte, so bald sie die Nachricht erfuhr, ihm zuvorzukommen. Sie lief ihm mit offenen Armen entgegen. Ihre Vermählung mit dem Könige war sein Werk gewesen. Sie küßte wechselsweise ihn und ihren Sohn. Das Veranügen des Volkes brach in einen lärmenden Jubel aus: Wo ist er, der alte Vater des Landes? wo ist er, der Redliche, unter welchem unser Glück grünte? Der König befahl, ihn in einem prächtigen Reide mit großem Gepränge durch die Straßen der Stadt zu führen. Hinweg mit diesem elenden Staate! rief das Volk; in seinem schlechten Kittel wollen wir ihn sehen. In diesem ist er uns weit ehrwürdiger, als unter Gold und Seide. Der König erfüllte das  
das

Das Verlangen des Volkes. Von so vielen Seelen die Straßen wimmelten, so viele Seagensprüche ertönten. Dieser erzählte, daß er seinen Vater wider die Ungerechtigkeit eines mächtigen Nachbarn beschützt habe; jener, daß er ihn als einen Waisen aufgenommen und versorgt. Freudenthränen flossen durch die ganze Stadt. Mädchen und Knaben eiferten um die Ehre, seinen Weg mit Blumen zu bestreuen. Von den Armen der Mütter lallten die Kinder seinen Nahmen. Auch viele von den Höflingen überließen sich, gleich dem Volke, den süßen Eindrücken der Menschlichkeit, und empfanden mit den übrigen die Macht der Tugend auf nicht ganz verdorbene Herzen. Andere, deren kleine Seelen eine so große Tugend nicht fassen konnten, zweifelten an der Wahrheit der Geschichte, oder suchten andere unedlere Ursachen des Verhaltens des Hydros ausfindig zu machen. Sie fürchteten sogar seine wiederaufkeimende Gewalt. Doch zwang sie die Allgemeinheit des günstigen Urtheiles zur Verstellung und je geschickter ein jeder im Schmeicheln war, je mehr nahm er den Schein der Entzückung, und die

Spra:

Sprache eines Lobredners an. Aber aus allen Provinzen des Reiches schrien die ehrlichen Unterthanen dem Hydras ihren Segen, und dem ältesten Prinzen den Sieg über seine Brüder zu.

Wir bleibt nichts übrig, meine Söhnel sprach endlich der König, als den allgemeinen und euren eigenen Ausspruch zu bestätigen. Sobryas hat uns eine Gattung des Schönen gewiesen, dessen Anschauen unsere neugierigen Blicke nicht ermüdet, dessen Empfindung nicht einer kleinen Anzahl von Kennern vorbehalten ist, dessen Erforschung die Gränzen unseres Verstandes nicht übersteiget. Er hat es nicht in den Wüsten Arabiens, nicht bey den stolzen Griechen, nicht bey den eingeschlossenen Priestern Persiens gesucht. Er hat es in seinem Vaterlande, unter uns, in einem, den wir alle lieben, gefunden. Er hat uns seinen Vorzug nicht durch Gründe bewiesen. Es war genug, es uns zu zeigen, um seine ganze Macht vor Augen zu sehen. Denn die Tugend beweisert sich durch ihre unwiderstehliche Schönheit aller Kräfte unserer Seele. Empfindung, Leidenschaft, Vernunft, alles reißet sie an sich.



sich. Sie verbindet alle Eigenschaften des Schönen: das Einfache der Natur, die Ordnung der Kunst, die Ueberzeugung der Wissenschaft, und leider auch die Seltenheit. Ja, meine Söhne, wenn sich die göttliche Schönheit dem Auge der Menschen unterwerfen wollte, so zweifle ich nicht, sie würde die Gestalt eines Hydras an sich nehmen, sie würde in eine tugendhafte Seele heruntersteigen. Die Tugend ist das Ebenbild der Götter, und ihr edelstes Geschenk; sie ist die Quelle der lebhaftesten Freuden, des reinsten Glückes, sie ist das Glück selber. Und bey wem kann ihre Liebe nützlicher werden, bey wem ist sie nothwendiger, als bey dem Vater eines Landes? — Theile, mein Sohn, von nun an die höchste Gewalt mit mir! und du, Hydras, leuchte du unsern Schritten mit der Fackel deiner Vernunft. Laß die Tugend niemahls ungetröstet, niemahls ungeehret von unserm Throne hinweggehen. Hilf sie uns unter dem Schleyer ihrer Bescheidenheit entdecken; hilf sie uns in der stillen Einsamkeit aufsuchen, die sie so sehr liebt: denn gern läßt sich der Tugendhafte von demjenigen finden, der ihm gleicht.

Ich

---

Ich weiß es, ihr meine übrigen Söhne! mein Urtheil reizet euch nicht zum Neide. Ihr habt es selber ausgesprochen, und euer Zuruf macht die Wahl des Gobryas fast zu eurer eigenen. Glücklich ist unser Land, wenn ihr durch Eintracht, wie durch das Blut verbunden, euren Verstand und die Kenntnisse, die ihr auf euren Reisen gesammelt, mit ihm auf das Wohl unseres Volkes verwendet; wenn ihr in allen Theilen der so schweren Staatsverwaltung, in allem was zur Ruhe, zur Aufnahme, zur Ehre des Reiches gehört, ihn mit eurer Hülfe unterstützt. Aber lernet, o! lernet zugleich, daß keine Wissenschaft dem Menschen anständiger und angemessener ist, als die Lehre von der Tugend; daß die edelste Nachahmung diejenige ist, durch welche die Seele des Menschen dem reinsten Geiste, der Gottheit, ähnlich zu werden trachtet; daß endlich die gesammten Kräfte der Natur nichts schöneres, nichts erhabneres, nichts liebenswürdigeres hervorbringen können, als einen tugendhaften Mann.

---

Der

# Der Zauberbecher.

Nach dem Ariost.



Ich hab' es schon gesagt, und sag' es ist  
auf's neue:

Ein Ehemann, den gegen seines Weibes  
Ehre

Ein Nizel falscher Ehre zu empfindlich  
macht,

Und der, gequält durch eifersüchtigen Ver-  
dacht,

Forscht, grübelt, jeden Umstand, jeden  
Schritt ergründet,

Hat nichts, als seinen wohl verdienten Lohn,  
Wenn er, was er gefürchtet, wirklich findet.

Zwar könnt' ich hier, wie andre schon  
Vor mir gethan, mit langen, tiefen  
Schlüssen

Beweisen: Von der Brüderschaft Vulkans  
zu seyn

Sey nichts, wenn wir es nicht, sey wenig,  
wenn wirs wissen.

(Denn in der That hat mit des Weibes  
Küssen

Des Mannes Ehre nichts gemein,  
Und durch die Theilung wird ihm selber  
nichts entrisfen.)

Ich könnte selbst behaupten, daß die  
Schwägeren  
Ein Glück, ein wahrer Vortheil sey.  
Denn lacht nicht alles einem solchen Mann  
entgegen?  
Geschmeidig, wie ein Handschuh, ist sein  
Weib,  
Sie gönnet, sie verschafft ihm jeden Zeit-  
vertreib,  
Sie läßt auch ihn des Wechfels ohne Murren  
pflegen,  
Ist immer heiter; nennt ihn stets mein  
Kind, mein Schatz.  
Man lobet, was er spricht, man fliegt,  
wenn er befiehet;  
Die besten Bissen sind für ihn, für ihn der  
Ehrenplatz.  
Man zahlt die Gläubiger, verlikeret, wenn er  
spieler;  
Beweist durch Beyfall ihm die Klugheit  
seiner Wahl,  
Und hält die Zärtlichkeit des Weibchens stets  
im Gange.

Ihr

Ihr Reiz gewinnt dabey. Die Schöne wird  
im Zwange

Nur mürrisch und verwehlt. Helenens  
Ehgemehl

Fand sie weit schöner noch, seit Paris ihm  
sie stahl.

Hier aber will ich nur dich, Leser, überzeugen,  
Wie thöricht überhaupt in Fällen dieser Art  
Des Mannes Vorwitz sey; da Zuversicht  
und Schweigen

Auf beiden Seiten ihm Verdruß und  
Schmach erspart.

Denn, ist sein Argwohn falsch, und hat die  
keusche Nymphe

Des Buhlers Bitte nicht erhört:

Weh ihm alsdann! sie wird, durch Tugend,  
stolz empört,

Ihm zur Sisyphone, bestraft ihn mit dem  
Schimpfe,

Der einen Mann am wirklichsten entehrt,  
Zwingt ihn ins Joch; wo nicht, so führt die  
Lust zur Rache

Sie eben auf den Punkt, den er so ängstlich  
flieht,



So wird sie lüstern nach der scharf ver-  
bothnen Sache,

So ist er selber Schuld an allem was  
geschieht.

Ist endlich sein Verdacht gegründet, —  
Schwer ist die Probe stets, die That sey  
noch so wahr,

So ist doch selten der Beweis so klar,  
Daß nicht das Weib zum Lügner einen  
Ausweg findet, —

Allein ist der Verdacht gegründet,  
Hat er mit eignen Augen alles angesehen:  
Meint denn der Thor, sie werde, das  
Vergehn

Bereuend, allen Buhlern Ohr und Herz  
versagen,

Und künftig keinen Schritt sich zu ergehen  
wagen?

Fürwahr! dann muß er Lieb' und Weiber  
schlecht verstehn.

Jedoch dieß sey genug zu meinem Vor-  
berichte.

Ist, Leser, weiter zur Geschichte!

Durch



Durch ganz Italien, vom obersten Turin  
 Bis zu des Stiefels Sohle hin,  
 Unabgesetzt, wenns möglich wäre, fort:  
 zufliegen,

Ist Reinholds Wunsch, damit nicht sonder ihn  
 Die Heere Karls in Afrika den bis dahin  
 Verjagten Agramant besiegen.

Von Basel kömmt er her, und rennet Tag  
 und Nacht,

Sieht hinter sich Verona, Mantua ver:  
 schwinden,

Und wird auf seinem Laufe zu dem Po  
 gebracht,

Da gleich das Hausgesind der Nacht  
 Beschäftigt ist des Himmels Lampen anzu:  
 zünden.

Hier steht er, überlegend, ob die Menschlichkeit  
 Nicht fodre, wenigstens auf kurze Zeit

Dem schnaufenden Bajard den Sattel ab:  
 zubinden.

Indem er steht und sinnet, kömmt ein  
 Edelmann

Herbey, verneigt sich tief, und hebt zu  
 reden an:

Vergebt mir meine Frage! knüpfet Euch die  
Ehe

An eine Frau? Der Ritter, der nicht fassen  
kann,

Was diese Neugier soll, erwiedert ihm:  
Ich stehe

Im Kirchenbuche, ja! doch was liegt Euch  
daran?

Das freut mich sehr, versetzt ihm jener wieder:  
Damit Ihr lernt, warum ich diesen Schritt  
gethan,

So nehmet mein Erbiethen an,  
Und laßt Euch diese Nacht in meinem Hause  
nieder;

Da sollt Ihr sehn, was jeder Ehemann  
Nicht anders als mit größter Freude sehen  
kann.

Gelegenheit die Nacht gemächlich zuzu-  
bringen,

Und mehr noch, Neubegier nach wunderba-  
ren Dingen,

Die nie in ihm entschläft, bestimmt den  
Entschluß

Des Ritters: seines Wirthes Fuße folgt  
sein Fuß.

So

So weit ein Pfeil vom Bogen fliehet,  
Nicht weiter von der Straße, hart am  
Flusse lieget

Das edle Schloß, und durch das offne  
Thor

Ergießet sich sogleich der Diener Chor  
Mit Fackeln in der Hand, bey deren Helle  
Auf allen Kleidern Gold und Silber blitzt;  
Und Reinhold trifft, nach kaum betretener  
Schwelle,

Mehr Reichthum an, als mancher Fürst  
besitzt.

Geführt nach einem hohen säulenreichen  
Saale,

Erblickt er in der Mitte zu dem Abendmahle  
Den goldbeschwerten Tisch schon aufgestellt.  
Sie setzen sich. Es regnet Schnepfen und  
Fasanen,

Nebst Hahnenkämmen, Ortolanen,  
Und Wein, der am Vesuv und Aetna fällt.  
Beschäftigt zwar mit sich, blickt dennoch  
unser Held

Oft auf den Wirth, bemerkt, daß ihm kein  
Bissen schmecket,

Daß finst'rer Ernst ihm Stirn und Augen  
decket,

Daß die Musik, die rauschend von der  
Bühne klingt,

Sein Ohr, verstopft durch Schwermuth,  
nicht durchdringt,

Und daß er manchen Seufzer iusgeheim  
verschlingt.

Dem Glimpse treu, will Reinhold keine  
Fragen

Nach seines Kummers Ursach wagen;

Doch als er merkt, die Tafel geh'

Zu Ende, fragt er, wie's mit dem Verspre-  
chen steh',

Und welch ein Wunderding er ihm zu zeigen  
habe.

Der Herr des Hauses winkt. Ein Edelknabe,  
Zu diesem Amt allein bestellt,

Der ein Gefäß auf einem goldnen Teller hält,  
Erscheinet, sich verbeugend, in dem Saale,

Und tritt vor seinen Herrn. Des Bechers  
breite Schale

Sieht der bis an den Rand mit rothem  
Weine voll,

Und

Und sagt ihm, daß er ihn dem Gaste  
reichen soll.

Mit einem Lächeln, näher an der Thüre  
Als an der Freude, hebt er endlich an:  
Dieß ist das Wunderding, von dem ich wähne,  
Herr Ritter, daß ein kluger Ehemann  
Es nie genug erheben kann.

Nichts liegt ihm billig näher an,  
Als zu erforschen, ob die Gattinn ihrem  
Bande

Getreu verbleibt, ob ihm ihr Wandel  
Schande,

Ob er ihm Ehre bringt, ob er sie schätzen  
kann,

Ob er sie hassen soll. Dem einen armen  
Mann

Sieht man oft in dem ganzen Lande  
Der Hörner wegen spöttisch an,  
Die er allein nicht sehen kann.

Gelingt es aber ihm, der Sache Grund zu  
wissen,

So weiß er auch zugleich, was ihm zu thun  
geziemt.

Denn ist sie keusch, so liebt und rühmt

Er

Er sie mit Sicherheit. Geht sie nach fremden  
 Küssen,  
 So handelt er (ihn treibe seine Sinnesart  
 Nun zur Verachtung oder Rache)  
 Doch immer in gerechter Sache.  
 Drey Uebel werden ihm gewiß dadurch  
 erspart;  
 Des Zweifels Marter, das ist Eines,  
 Und habt Ihr es gefühlt, kein Kleines;  
 Hiernächst das Unrecht, welches rasche Wuth  
 Oft einer keuschen Gattinn thut;  
 Zuletzt der Dummheit Spott, wenn, vor  
 der Welt entehret,  
 Der blinde Mann auf seines Weibes Tugend  
 schwöret.  
 Wollt Ihr nun sehn, ob Euch die Gattinn  
 Treue hält, —  
 (Ich glaube zwar, Ihr glaubts, und könnt's  
 mit Rechte glauben,  
 Auch such' ich nicht Euch dieses Glaubens  
 zu berauben,  
 Den Ihr vielleicht noch nicht durch Proben  
 fest gestellt;)

Allein

Allein liegt Euch daran, die Wahrheit zu  
erfahren,

So soll die Wahrheit sich Euch selber  
offenbaren.

Ihr sehet dieß Gefäß. Setzt Ihr es an  
den Mund,

Und send Ihr auf der Stirne wund,

So wird der Wein Euch Bart und Kleid  
begießen,

Und nicht ein Tropfen auf die Zunge fließen.

Sind aber Eure Schläfe glatt und unverletzt,

So leeret Ihr den Becher unbeneckt.

Nun frisch, Herr Ritter! macht die Probe!  
Gewiß gereicht sie der gnäd'gen Frau zum  
Lobe.

So redet er, und siehet starr auf seinen Gast,

Der lachend schon den Fuß des Bechers faßt,

Ihn schon den Lippen naht, doch unversehns  
die Probe

Betroffen wieder unterbricht,

Den Becher niedersetzt, und sinnt, und  
spricht:

Nein! großen Dank! ich trinke nicht.

Was ist's mit allen diesen frevelhaften Fragen?

Ich

Ich habe stets gedacht, mein Weib sey mir  
 getreu,  
 Und will es ferner denken. Mir ist wohl dabei.  
 Nichts tröstlicher kann mir ja doch der Be-  
 cher sagen.  
 Und sagt er mir, was ich vorher  
 Schon denke, schlaf' ich dann mit einem  
 Auge mehr?  
 Zudem ein bloßer Zufall kann der Probe  
 schaden,  
 Und Qual auf mich, Verdacht auf meine  
 Hälfte laden.  
 Gesezt, daß meine Hand den Becher zitternd  
 rückt,  
 (Ich bin zuweilen ungeschickt)  
 Daß man mich stößt, daß Lust zu niesen mich  
 ergreift,  
 Daß eine Fliege nur mir an die Nase streift,  
 Daß gar der Becher mich für einen andern  
 nimmt:  
 Wie dann? Auch dünket mich, es sey von  
 Gott bestimmt,  
 Daß wir dergleichen Dinge nicht erfahren  
 sollen.

Und



Und wenn wir doch mit Macht den Vorwitz  
stillen wollen,

Oy! so verdenk' ich es auch einem Weibe  
nicht,

Das einem Triebe folgt, der mehr als Vor-  
witz sicht.

Schon Vater Adam hat es theuer zahlen  
müssen,

Daß er zu Flug zu seyn gesucht.

Ich selbst hab' oft darum auf ihn gesucht.

Was meine Frau abwesend thut, zu wissen,

Das ist die mir verbothne Frucht.

Hier habt Ihr den Entschluß, auf welchem  
ich bestehe.

Setzt mir den Becher weg, daß ich ihn nicht  
mehr sehe.

Er stößt ihn fort, und sieht den Herrn  
des Hauses an,

Und sieht, daß ihm aus jedem Auge

Ein heißer Bach gesalzner Lauge

Zum Bart herab rinnt. Hätt' ich dieses  
auch gethan!

Dieß er: O! warum kamt Ihr nicht vor  
mehrern Jahren,

Und



Und rlethet mir den Frevel ab?  
 Verflucht, wer mir den Rath, wer mir den  
 Becher gab!

Seit dem ich meine Schmach erfahren,  
 Ist all mein Glück und meine Ruhe hin.  
 Doch es ist Zeit, den Vorhang aufzuziehn,  
 Damit ich den Verlauf der Dinge  
 Von ihrem Anfang her Euch vor die Augen  
 bringe.

Dort oben lieget eine Stadt,  
 Um deren Mauern sich ein Fluß zum See  
 verbreitet,  
 Der, wenn er sich an ihr genug ergetet hat,  
 Hinab zum Po zufrieden gleitet.  
 Da zeugte mich ein Paar, zwar edel, doch  
 nicht reich,  
 Und ich war ihre Lust und ihre Last zugleich.  
 Des Glückes schiefen Blick ersetzte mir die  
 Güte  
 Der billigen Natur. Ich wuchs zu solcher  
 Blüthe  
 Der Schönheit auf, daß ich im ersten Jüng-  
 lingsjahr  
 Schon aller Schönen Flamme war.

Auch

Auch fügt' ich zu dem Reiz einnehmendes  
 Betragen;  
 Wiewohl es übel steht, dieß von sich selbst  
 zu sagen.

Es lebte da zu gleicher Zeit  
 Ein Mann von ganz erstaunender Gelehr-  
 samkeit,

Der aber, sonderbar in seinem ganzen Wesen,  
 Sich niemahls eine Braut erlesen,  
 Die Bande Hymens stets gestoh'n,  
 So daß er auf der Reize seiner Jahre schon,  
 Als er die Einsamkeit des Alters überdachte,  
 Doch noch der Ehe gram, ein schönes Weib  
 bewog,

Daß es als Freundinn, ungetrauet zu ihm  
 zog,

Und heimlich ihn zum Vater einer Tochter  
 machte.

Die Mutter starb. Das Mädchen wuchs  
 heran.

Das Halstuch fing sich schon zu regen an,  
 Als einst der Vater bey sich dachte:

„Der Fleiß der dich vergräbt, das Alter,  
 das dich drückt,

Nicolai Gedichte 5. Th. 6 „Macht

„Macht dich hinfort dein Kind' zu hüten  
ungeschiekt,  
„Ein Mädchen, um so mehr geneigt zu  
freyer Liebe,  
„Als nie der Apfel weit vom Stamme fällt;  
„Wie erst, wenn es in der verderbten Welt  
„Bey deinem Tod' allein unausgebildet  
bliebe?“

Er gab, dieß war der beste Rath für ihn,  
Das Mädchen einem Kloster zu erziehn.  
So lebhaft, rasch und eitel es zuvor gewesen,  
So fromm und sanft war es in kurzer Zeit,  
Beschäftigt nur mit Singen, Bethen, Lesen,  
Mit Uebungen der Häuslichkeit,  
Erbanung und Bescheidenheit.  
Kein freyer Blick, kein loses Wort, kein  
Buch zum Preise  
Der Liebe. Kannte sie der Nonnen eine  
schön:  
Pffuy! rief sie, seyd Ihr klug? könnt Ihr  
auf Reize sehn,  
Auf übertünchten Staub, der Würmer  
nahe Speise?  
Es konnten Heilige bey ihr zur Schule gehn.  
In

In Weiberarbeit ließ sie sich nichts ab,  
 gewinnen:  
 Im Sticken glich ihr Pallas nie,  
 Die Parzen wußten nicht so fein, als sie, zu  
 spinnen,  
 Arachne webte nicht, wie sie.  
 Ihr Ruf erscholl im ganzen Lande.  
 Der Vater, welcher sie nun reif zum Ehe-  
 stande,  
 Sich aber seinem Ende nah,  
 Und unermesslich reich an Geld und Gütern  
 sah,  
 Erklärte sie für echt, verschrieb ihr sein  
 Vermögen,  
 Und sah sich dann in Mantua  
 Nach einem Jüngling um, der ihm der  
 Sitten wegen,  
 (Auf Reichthum sah er nicht) der Tochter  
 auch dabei  
 Von Seiten der Gestalt anständig sey.  
 Zu meinem Unglück oder Glücke  
 War ichs, auf den sich seine Blicke  
 Vor andern hefteten, und seiner Tochter  
 Wahl

Bestätigte die seine so vollkommen,  
Als hätt' er nur von ihrem Herzen Rath  
genommen.

In wenig Tagen ward ich ihr Gemahl.  
Die Wittgilt war dieß Schloß, mit allem  
was man siehet,  
Nebst einer Herrschaft, welche sich  
Drey Meilen weit umher von allen Seiten  
ziehet.

Wer jemahls glücklich war, Herr Ritter,  
das war ich.

Entsprossen aus dem ärmsten Stamme,  
Zu solchem Glanz erhöht! verliebt, und wie  
geliebt!

Mit allem Taumel einer ersten Flamme.  
Ein Weibchen, reizend schön, in jeder Kunst  
geübt,

Bei der, durch klösterliche Zucht gedämpft,  
Lebhaftigkeit mit Scham gestiffentlich  
Selbst bei erlaubten Küffen kämpfet!  
Mein Schatten war sie, der nie von mir  
wich;

Mein Spiegel; froh, betrübt, voll Ernst,  
voll Schertz, wie ich.  
Zulezt

Zuletzt ein Vater, welcher sich  
 Durch unsre Liebe glücklich schätzte,  
 Der täglich uns durch Unterricht ergetzte,  
 Und dem das Schauspiel unsrer Eintracht  
 Offenbar

Verlängerung des Lebens war!

Er starb, und bald nach ihm auch meine  
 Freude.

Swar kurze Zeit hielt Amor noch uns beide  
 Mit seinen warmen Flügeln ruhig zugedeckt;  
 Doch höret nun, was unsern Zwist erweckt.

Auf einem nah gelegnen Schlosse  
 War eine Fene, Karabosse:  
 Kein Stück der Zauberey war dieser unbe-  
 kannt,  
 So daß an Wissenschaft ihr alle Hexen  
 wichen,

Daß Circe selbst, mit ihr verglichen,  
 Von Teufeleyn kaum das Uebece verstand.  
 Nun diese Karabosse fand  
 Mich einst auf einer Jacht. Mich sehn, vor  
 Liebe brennen  
 War Eins. Der Liebe widerstehn, dieß  
 Können

Auch Feyer nicht. Allein verloren war an  
mir

Der Zauber ganzer Kraut, das Haspeln,  
Haare kochen,

Das Bild von Wachs ins Herz gestochen,  
Und jede Sympathie, und jedes Elixier.

Die Zauberinn mit allen ihren Schwüren  
War nicht so stark, als meine Liebe zu  
Semiren:

So heißt mein Weib. Unmöglich war es  
mir,

Daß ich der Feyer nur die kleinste Günst  
gewährte,

Die meiner Gattinn zugehörte.

So schön die Feyer war, so heiß in ihr  
Die Liebe loderte, so sicher ich es wußte,

So sehr ich sie bedauern mußte,

So kount' ich doch kein Fünkchen aus der  
ersten Gluth

Auf einen fremden Altar tragen. Herz und  
Muth,

Die ganze Seele, mit dem ganzen Leibe  
Hing fest an meinem treuen Weibe.

Bey dem Vertrauen, bey der Sicherheit

Von



Von ihr geliebt zu seyn, ihr Herz allein zu  
haben,

Hätt' ich die an dem Idaberg' in alter Zeit  
Dem königlichen Hirten angetragne Gaben  
Verschmäht. So kalt ich nun der Feye  
mich erwies,

So glückte mirs doch nicht, daß sie mich  
ruhig ließ.

Einst traf sie mich allein. Mit umge-  
stimmter Leyer

Hieß nun ihr Lied, sie habe sich bekämpft,  
Die Leidenschaft in ihrer Brust gedämpft,  
In Freundschaft aufgelöst. Sie pries das  
keusche Feuer

Der Gatten, pries des Ehefriedens Seligkeit,  
Empfahl mir selbst Beständigkeit,  
Besonders wenn ich es durch sichere Proben  
wisse,

Daß auch Semire mich mit reinen Lippen  
küsse. —

Deß bin ich so gewiß, als dort die Sonne  
steht,

Versezt' ich ihr. Und sie: Dein Glaub'  
o Jüngling, geht

Vielleicht zu weit. Wer hat ihr Herz be-  
krieger?

Hast du den Kampf gesehn? gesehn, daß sie  
gesieget?

Was brauch' ich es zu sehn? sprach ich: ge-  
nug, ich weiß,

Ein Fürst verlore Schätze, Zeit und Fleiß  
Bei meiner Gattinn. Wohl! erwiedert  
mir die Feue,

Wenn sie so fest an ihrer Tugend hält,  
So sagt sie dir gewiß, daß ihrer Treue  
Gleich ist ein Buhler täglich Fallen stellt. —  
Ein Buhler? ihr? davon hab' ich kein Wort  
vernommen.

Seit wann? wie heißt er? läßt mein Weib  
ihn vor sich kommen?

Woher erhieltst du den Bericht?

Bist du der Sache sicher? — Karabosse  
spricht:

Du kennest jenes Schloß, das auf dem  
Hügel sitzt,

Den der gespaltne Po mit doppeltem Horne  
schüget,

Da wohnet, wie du weißt, Adrast,

Den

Den du vor kurzem erst bey dir bewirtheſt haſt:  
Bemerkeſt du, wie ſehr er damahls für Semiren

Entbrannte? Läßt ſie dich die heißen Briefe  
ſehn,

Die er ihr täglich ſchreibt, durch Lieb' ihr  
Herz zu rühren?

Adraſt? mein Freund? mir ſollte das  
von ihm geſchehn,

Und von Semiren? nein! fiel ich ihr in die  
Rede:

Hat er es je gewagt, ſo wies ſie, hart und  
spröde,

Ihn ab. Allein es iſt Unmöglichkeit,  
Daß auch Adraſt ſo ſehr der Freundschaft  
Recht entweicht.

Der Freundschaft? ja! dieß iſt die rechte  
Zeit

Der Freundschaft, ſprach ſie lachend: Gott  
erbarme

Der Freunde ſich. Such' einen Freund,  
der widerſteht,

Wenn ihm ein Weib nur Einen Schritt ent-  
gegen geht.

Ihm winkt, mit ausgespanntem Arme  
 Und halb entblößter Brust ihm flüstert:

Ich bin dein!

Doch dieß geschieht nur, sag' ich, insgemein;  
 Adrast mag freylich weit gewissenhafter seyn,  
 Ich will dich nicht durch Zweifel kränken,  
 Laß uns nicht mehr daran gedenken.

Hier brach sie listig ab. Allein das  
 schnelle Gift

Des Argwohn's fing schon an mein ganzes  
 Herz zu fassen.

Nein, rief ich, nein! zu nah betrifft  
 Mich dieser Punkt, um ihn ununtersucht zu  
 lassen.

Du, die du so gelehrt in allen Künften bist,  
 Weißt du kein Mittel auf der ganzen Erde,  
 Durch welches ich genau gelehret werde,  
 Ob meine Gattinn züchtig ist?

Du dauerst mich, sprach sie, nach einer  
 kleinen Pause.

Woblan! ich schlug die Wunde dir,  
 So komme denn die Heilung auch von mir.  
 Erkundige dich erst in deinem Hause,  
 Ob nie dein Weib Adrasten insgeheim gesehn,  
 Ob

Ob Bothen von und zu ihr gehn.  
Erfährst du was, das; meiner Nachricht  
gleichet,

So stelle morgen dich hier wieder ein,  
So soll es gleich entschieden seyn,  
Ob sie gescheitert hat, ob sie die Segel  
streicht.

Den Groll verbeißend, komm' ich in mein  
Schloß,

Befrage heimlich klein und groß,  
Und höre, daß seit wenig Tagen  
Ein Diener des Adrast, verkleidet, und bey  
Nacht,

Semiren einen Brief gebracht,  
Doch keinen wieder fortgetragen.  
Auch dieß war mir genug. Wie ungedul-  
dig ich

Die Zeit erwartete, der Feyer zu erklären,  
Was ich entdeckt, und mehr von ihr zu  
hören,

Dieß denket Euch. Mitleidig äußerlich,  
Von innen froh, vernahm sie mich,  
Und reichte mir mit großem Lobe  
Den Becher zur gewissen Probe.

So

So sehr das Herz mir schlug, als ich den  
 Kelch emrsing,  
 So furchtsam bey den ersten Zügen  
 Ich zauderte, so lebhaft wurde mein Verz  
 gnügen,  
 Als der Versuch gerieth, und nichts daneben  
 ging.

In meiner Freude hat ich Karabossen,  
 Mir diesen Schatz nicht wieder zu entziehn.  
 Die Feys ließ mir ihn.  
 Sorgfältig hielt ich ihn verschlossen;  
 Schloß mich des Tages zweymahl, drey  
 mahl ein,  
 Und trank, und immer blieb mir Bart und  
 Busen rein.

Doch da der Argwohn niemahls stille  
 stehet,  
 Und immer grübelt, immer weiter gehet,  
 So dacht' auch ich dem Becher weiter nach:  
 Was nützt er dir? erst die vollbrachte  
 Schmach  
 Zeigt er dir an; macht er, sie ungeschehen?  
 Allein den Fall vorherzusehen,  
 Das Herz des Weibes auszuspähen,

Ob sie dich nicht durch Willen schon entehrt,  
Dies wäre noch der Mühe werth.

Für diese neue Grille sucht' ich bey der  
Feyer

Von neuem Rath. Sie gab mir ihn aufs  
neue.

Du siehest, sagte sie, noch hat es keine Noth;  
Allein Adrast, ich weiß es, stellt Semirens  
Treue

Noch immer nach, und minder ihr Verboth,  
Als deine Gegenwart hat er bisher gescheuet.  
Er weiß, daß deine Gattinn, nie von dir  
befreyet,

Ihm unzugänglich ist. Versuch es nun,  
Geron,

(So nennt man mich) entferne dich auf  
vierzehn Tage;

Gib vor, du ziehest weit davon;  
Verreise, komm zu mir, und thu was ich  
dir sage.

Ich geh' es ein. Mit banger Bärtlichkeit  
Entläßt Semire mich, gibt mir auf eine  
Meile

Mit Küffen und mit Thränen das Geleit,  
Und

Und bittet mich, daß ich doch ja nur kurz  
verweile.

Ich, bis zur Thräne selbst erweicht,  
Schon fast bereuend, was ich unternommen,  
Ich weiß nicht mehr, wie ich der Feyer Schloß  
erreicht.

Zwey Tage ließ sie mich nicht aus dem Zim-  
mer kommen,  
Stand mir mit Troste bey, gab mir durch  
Hoffnung Muth,  
Und sagte nicht ein Wort von ihrer alten  
Gluth.

Den dritten Tag kam sie mit einem Ringe:  
Sieh, sprach sie, welch ein Kleinod ich dir  
bringe!

So bald es deinen Finger faßt,  
So wirst du zum leibhaftigen Adrast;  
Verläßt es ihn, so wirst du zum Geron aufs  
neue.

Erforsche so des Weibes Treue;  
Schickt sie dich unerhört zurück,  
So lebe dann vergnügt, und danke mir dein  
Glück.

Erfreut



Erfreut ob diesem Wunderdinge,  
 Stellt' ich mich einem Spiegel dar,  
 Und sahe selbst, bey oft geschobnem Ringe,  
 Daß die Veränderung bis auf das kleinste  
 Haar,

Bis auf der Stimme Ton so gar  
 Vollkommen jedes Mahl mich selbst betrie-  
 gend war.

Nun flog ich der Gewißheit meiner Sache  
 Entgegen. Als Adrast ritt ich den Hof  
 hinein,

Stieg, meines Hauses kundig, bis zum  
 Schlafgemache

Semireus, fand sie lesend, traurig, ganz  
 allein,

Nach Wunsche. Zorn und Schrecken spras-  
 chen ihre Blicke,

Als ich erschien; mit Würde wies sie mich  
 zurücke.

Bewandert in der Sprache der Galanterie,  
 Warf ich mich ihr zu Füßen, bat sie, mir  
 zu trauen,

Bersprach ihr Ehrfurcht, und erweichte sie.

Beym

Beym Lobe, (denn dieß ist das beste Netz für  
Frauen)

Beym Lobe fing ich an, erhob den süßen  
Blick,

Der Wangen Schmelz, den schlanken Wuchs,  
des Mannes Glück.

Umsonst; Semire blieb ein wahres Fels-  
senstück.

Nun spring' ich über zur Erwähnung meiner  
Liebe,

Schwör' ihr die zärtlichsten, die dauerhaft-  
sten Triebe,

Beklage mich, daß sie so manches Blatt  
Mit keinem Wort erwiedert hat,

Such' alle Phrasen auf, die harte Herzen  
brechen,

Und spreche von Vergiften, von Erstechen.  
Auch diesen Angriff stößt sie stolz zurück,  
Und gibt mir nichts, als einen höhni'schen  
Seitenblick.

Bisher ging alles gut. Ich stimme nun die  
Rede

Zur Freundschaft, zur Empfindsamkeit,  
Befrage sie, ob kein geheimes Leid

Sie

Sie drücke, zeige mich zu Rath und That  
bereit.

Mit einem tiefen Seufzer fängt die Spröde  
Sich endlich mir zu nähern an.

Erhebt die Freundschaft, als die Nothdurft  
weicher Seelen,

Den einz'gen Trost für die, die sich im Stille  
len quälen;

Nur schein' es ihr gefährlich, mich zu  
wählen. —

Versprüche, Schwüre werden drauf gethan. —

Und nun hebt sich die Litaney der Klagen an,  
Und alle fallen, und auf wen wohl, als den  
Mann?

Der war seit kurzer Zeit, gleich seinem gan-  
zen Orden,

Ein Murrkopf, ein Tyrann geworden,  
Kalt, oft abwesend, über alles aufgebracht,  
Und sparsam gegen sie, die doch ihn reich  
gemacht.

Zwey Glocken sind, Herr Ritter, welche,  
wenn sie läuten,

Dem Buhler, der mit einer Spröden sicht,  
Den nahen Sieg gewiß bedeuten:

Nicolai Gedichte 5. Th.    H    Wenn

Wenn sie den Mann verklagt, wenn sie von  
 Gelde spricht;  
 Und beide hört' ich nun in vollem Schwunge  
 brummen.  
 Was konnt' ich, als auf mich mit meinem  
 Weibe schmähn?  
 Als sie bedauern? mein Vergehn  
 Vergrößern? ihr erklären, daß so große  
 Summen  
 Sie nur verlang', ihr gern zu Dienste stehn?  
 Wahr ist's, nicht ohne lange Gegenwehre  
 Ging sie den letzten Punkt, und nur zum  
 Vorgen, ein;  
 Allein wir wissen schon, für einen fahlen  
 Schein  
 Gibt man ein kostbar Pfand, des theuren  
 Gatten Ehre.  
 Die nächste Sorge war, was unter uns  
 geschehn  
 Dem Manne fleißig zu verhehlen,  
 Und Mittel uns zu schreiben, Mittel uns zu  
 sehn,  
 Und dann für beides Zeit und Ort zu wählen.  
 Voll

Voll Zärtlichkeit ergriff ich nun Semirens  
Hand.

Sie zuckte nicht, als sie den Kuß darauf  
empfañd;

Zum Lamme ward der Fels. Mein Kuß stieg  
auf zur Wange,

Und dieser wurde gar fast ohne Wider-  
stand.

Erwiedert, als ein Freundschaftspfañd.

Mir selber wurde nun vor weitem Siegen  
bange.

So firre war mein Weib, so deutlich die  
Gefahr,

In welcher ich mich selber zu entehren war,  
So heftig sprudelte zugleich in mir die Galle,  
So bebten mir die Glieder alle,

Daß ich, nicht mehr im Stande länger zu  
verzehn,

Den Ring vom Finger riß, und als Gemahl  
erschien.

Mit einem lauten Schrey fuhr meine Frau  
zurück.

Wir standen zwey Gespenstern gleich  
Einander gegenüber, stumm und bleich,

Mit offenem Munde, starrem Blicke.  
Am ersten brach ich los: Ha! Falsche, hab'  
ich dich  
Ertappt? Kein Wunder, wenn ich dir das  
Leben nähme.  
Ist dieß der Preis, um den du mich  
Verriethest, wenn ein Käufer käme?  
Hinweg! mir aus den Augen! schließe dich  
allein,  
Bis mein Befehl dich ruft, in deine Kam-  
mer ein!  
Mit Thränen nur antwortet mir die Un-  
getreue,  
Allein mit Thränen mehr des Bornes als  
der Reue,  
Fährt auf, entfernt sich. Ich kehre zu der  
Feue  
Zurück, erzähl' ihr den Verlauf,  
Und packe neuen Rath für mein Betra-  
gen auf.  
Unnützer Vorrath! Spät erst komm' ich  
wieder  
Hierher, und siehe da! verschwunden ist  
mein Weib.

Die

Die Nachricht heißt: Sie flog, wie sonst,  
zum Zeitvertreib,  
So bald ich mich entfernt, in ihre Gondel  
nieder,  
Stach plötzlich mitten in den Fluß,  
Und flog davon, und winkte scheidend einen  
Gruß.

Ich schicke gleich nach allen Seiten  
Sie zu erfragen aus; allein von meinen  
Leuten

War keiner noch zurück, als schon ein  
Schreiben kam,  
Aus welchem ich die Fülle meiner Schmach  
vernahm:

„In der Gestalt Adrafts hast du mich hin-  
tergangen;

„Allein Adraft, den ich so lang' um dich  
verschmäht,

„Hat mich auf meiner Flucht mit Freund-  
lichkeit empfangen,

„Und ich verbleibe nun, wo mirs am besten  
geht.

„In Sicherheit bin ich in seinem Schlosse.

„Nur meinen Schmuck, nichts weiter,  
nahm ich mir,

„Mein ganzes übriges Vermögen laß' ich dir;  
„Erfreue dessen dich mit deiner Karabosse.“

So hieß der Brief. Ich, mitten in der Wuth,  
Lief dennoch gleich, befragte meinen Becher.  
Er wurde rein geleert; das hieß: Noch geht  
es gut.

Den Tag darauf floß schon die rothe Fluth  
Zur Hälfte neben ab. Der Widerstand wird  
schwächer,

Dacht' ich, und zitterte. Das dritte Mahl  
Floß nichts in meinen Mund, und alles auf  
den Saal.

Nun war es deutlich aus mit meines Weibes  
Ehre.

Ich überließ mich meiner Qual.

Da kam, mich zu besuchen, die verschmigte  
Feye,

Rieth mir Verachtung an, belachte meine  
Neue,

Hieß mich nach Freude gehn, und schwatzte  
mir aufs neue

Von ihrer ersten Liebe vor.

Sie



Sie dachte, nun sie mir die Gattin weg-  
getrieben,

Verhindre mich hinfort nichts weiter sie  
zu lieben.

Allein sie merkte bald, daß sie, so wie zuvor,  
All ihre Kunst an mir verlor.

Demu plötzlich stieg mirs nun zu Sinne,  
Daß alles dieß durch sie geschehn;  
Und war ich vormahls nie für sie geneigt  
zur Minne,

So hast' ich sie nunmehr, gleich einer  
Spinne.

Sie, voll Verdruß, sich so verschmäht zu  
sehn,

Entwich darauf aus ihrem Schlosse;  
Und niemand hört seitdem von einer Ka-  
raboße.

Doch auch Semire schreibt mir nicht ein  
Wort,

Und lebet zweifelsfrey mit ihrem Gub-  
ler fort.

Drey Jahre schmacht' ich schon in diesem  
Wittwenstande.

Mir meine Stricken zu zerstreun,

Lad' ich die Wanderer im Lande  
 Zu meiner offenen Tafel ein,  
 Und jedem, der sich in der Ehe glücklich  
 schäset,  
 Wird dieser Becher hingestellt.  
 Allein bey Gott! mehr Wein hab' ich schon  
 zugesetzt,  
 Als Wasser hier der Po enthält,  
 Und keiner, der das Probstück unternommen,  
 Ist trocken noch davon gekommen;  
 Gleichwohl erscheinen sie zu tausenden bey  
 mir;  
 Und auch nicht einer war so klug, als Ihr:  
 Indes ist dieß mein Trost in meinem Wehe,  
 Daß ich die Bruderschaft so groß und vor-  
 nehm sehe.  
 Denn einmahl ist der Mensch nun so,  
 Das Kreuz macht ihn zum Schadenfroh.  
 Hier schließt Geron die klägliche Ge-  
 schichte,  
 Und Reinhold, der die Lippen auf einander  
 preßt,  
 Und lange Zeit den Kopf nachdenkend  
 wackeln läßt,  
 Spricht

Spricht endlich: Seht Ihr nun der schönen  
 Klugheit Früchte?

Doch außer dem, was ich von meiner Denk-  
 lungsart

Hierüber Euch bereits geoffenbart,  
 Sind noch zwey Dinge, die mich schmerzen,  
 Die müssen mir auch noch vom Herzen:

Herr! das Begehren ging zu weit;

Ihr wolltet mehr als Möglichkeit.

An Eurer Stelle wär' ich fein daheim ge-  
 blieben,

Und hätte meine Frau bewacht,

Und mich ihr angenehm gemacht;

Dann hätte kein Adrast das Spiel so weit  
 getrieben.

Doch habt Ihr sie versäumt, geplagt,

Ihr zur Ergeßlichkeit das Nöthige versagt,

Und dann begehrt, daß, wenn dem armen  
 Kinde

Ein Freund erscheint, der es beklagt,

Sein Herz beschleicht, ihm gibt, wornach  
 es fragt,

Daß der es taub und grausam finde.

Herr, das ist Narrheit, das ist Sünde.

Ein Weib ist doch von Fleisch. Seyd Ihr  
 so reich Ihr wollt,  
 Ich wette doch, durch List und Gold  
 Bring' ich Euch selbst dahin, zu thun was  
 Ihr nicht sollt.

Allein was mir an Euch ganz unbegreiflich  
 scheint,

Ist dieß, daß wenn Ihr Eure Schmach so  
 sehr beweinet,

Und wenn Ihr doch so sicher wißt,  
 In wessen Händen Eure Gattinn ist,  
 Ihr hier so ruhig sitzt, und weder Wort  
 noch Waffen

Gebrauchet, Euch sie wieder zu verschaffen.

Semire mag nun ihre Pflicht

Verleket haben oder nicht,

So will einmahl das Recht der Ehe,

Daß jedes Weib in der Gewalt des Mannes  
 stehe.

Ein Gatte der Verzicht,

Auf dieses Recht thut, und mit nassen

Und abgehärmtten Wangen, oder auch gelassen

Und ruhig seine Frau in andern Armen sieht,

Unthätig bleibt, sie nicht zur Strafe zieht,

Und

Und von dem Buhler nicht Genugthuung  
begehret,

Der ist es, der sich selbst entehret.

Herr Ritter, fiel Geron ihm ein,  
Daß ich an Bothen und Spionen  
Es nicht ermangeln ließ, daß könnt Ihr  
sicher seyn;

Doch immer lief die Antwort ein,  
Semire könn' unmöglich in dem Schlosse  
wohnen,

Weil sie kein Auge je gesehn. Allein  
Was richt' ich aus, wenn ich mit tausend  
Knechten

(So viele sind mir unterthan)

Das Schloß belagere? Zur Linken und  
zur Rechten.

Verbeut der Po sich ihm zu nah.

Weit reicher ist noch überdem Adrast an  
Leuten,

Als ich. Tollkühnheit wär' es, wider die Natur  
Und einen stärkern Feind zugleich zu streiten.  
Der Zweykampf also bleibt mir nur.

Allein zu meiner Schande muß ichs Euch  
gestehen,

Ich

Ich wag' es nicht ihn einzugehen.  
Im stillen Mantua genährt, durch frühen  
Kuß

Verzärtelt und durch Ueberfluß,  
Hätt' ich mit einem Feinde, der in Waffen  
Raum seines gleichen hat, zu schaffen.  
So groß macht ihn der Kuß, daß hundert  
Ritter schon,

Die ich in meinem Schloß empfangen,  
Und deren jeden ich ersuchte meinen Hohn  
Zu rächen, alle sich entschuld'gend fortge-  
gangen.

Mich ärgert es, erwiedert Reinhold,  
daß die Zeit

Mir nicht gestattet, diesen Streit  
Zu wagen: sonst versichr' ich Euch bey  
meiner Ehre,  
Daß morgen Euer Weib in Eurem Hause  
wäre.

Die Thräne kämpfet mit der Fröhlichkeit  
Im Auge des Geron. Ach! ruft er, wenig  
Stunden  
Genügen Euch dazu. Schon habt Ihr Euch  
verbunden

Die

Die Nacht hier zu verweilen; alles ist bereit.  
Doch hört nun, was ich Euch für einen  
Vorschlag thue.

Besteigt mit mir ein Both, und während  
unserer Ruhe

Bringt es uns unvermerkt bis an des Feindes  
des Schloß.

Erfrischt seyd Ihr alsdann, erfrischt ist Euer  
Kopf.

Die Zeit des Aufrufs und der Schläge  
Gewinnt Ihr doppelt an dem Wege.

Der Ritter toppt. Das ganze Haus wird  
wird rege.

An Fleisch, an Früchten, Brot und Wein  
Nimmt man so viel, als ob man nach Le-  
vante zöge.

Kaum eingeschifft schläft Reinhold ein,  
Durchschnarcht die ganze Nacht, und kaum  
das laute Schreyen  
Gerons vermag den Schlaf des Ritters zu  
zerstreuen.

Man zeigt ihm das Schloß. Ein weißes  
Frauenstift

Sticht gegen über aus dem Grünen einer Trift:  
Hier

Hier laudet man, und schickt vor allen  
Dingen

Den Herold ab, den Fehdebrieff ins Schloß  
zu bringen.

Indessen bleiben beide vor dem Kloster stehn.  
Die Frau Abbtissinn, hörend, daß zwey  
fremde Ritter

Zugegen sind, will in dem Glimpfe nichts  
versehn,

Und ladet sie vor ihr Begitter.

Den Ruf nimmt Reinhold an; allein Gerou,  
erpiicht

Auf seinen Herold, folgt ihm nicht.

Nach kurzem Gruße fragen die begier'gen  
Nonnen,

Was ihnen denn das Glück verschafft

Den Ritter hier zu sehn? Und Reinhold,  
schnell besonnen,

(Weil es natürlich schien, daß man hier  
Wissenschaft

Vom ganzen Handel habe,) sagt der Schwes-  
terschaft,

Warum er kömmt. Mit ängstlicher Geberde  
Hört die Abbtissinn den Bericht.

Und



Und segnet sich, und spricht:  
 Zum Zweykampf? Herr des Himmels und  
 der Erde,  
 Und alle Heiligen, gestattet nicht,  
 Daß Menschenblut vergossen werde!  
 Zu reden zwingt mich icht, Gott sey's ge-  
 dankt! die Pflicht,  
 Nachdem das Schweigen mir so lange schwer  
 geworden.  
 Herr Ritter, in dem Schlosse sucht Semiren  
 nicht;  
 Verborgen lebt sie hier. Ihr Mann, der  
 Bösewicht,  
 Hat sie aus Eifersucht bedräut sie zu er-  
 morden:  
 Da setzte sich das arme Weib in einen Kahn,  
 Und kam gerades Weges hier im Kloster an,  
 Beschwor uns, ihren Namen niemand zu  
 gestehen,  
 Und läßt seitdem sich keiner Seele sehen.  
 Wie freut mich das, spricht der von  
 Montauban,  
 Daß ich Semiren, und Semiren ohne Sünde,  
 Und mich des Zeitverlustes überhoben finde!  
 Bringt

Zeigt ihr sogleich den Vorfall an,  
 Und bittet sie hierher! — Er eilt mit fro-  
 hen Schlägen  
 Des Herzens schnell hinaus, und auf der  
 Treppe springt  
 Geron, ihn suchend, ihm entgegen,  
 Der ihm des Herolds Antwort bringt:  
 Adrast beharrt darauf, er habe nie Semiren  
 Bewirthe, und gestattet Euch, sein Haus  
 Bis auf den letzten Winkel zu durchspüren;  
 Doch schlägt er auch den Kampf nicht aus.  
 Und Reinhold eilig: Laßt ihm sagen,  
 Es brauche keiner Feinde mehr,  
 Ich glaub' ihm auf sein Wort, und lobe  
 sein Betragen. —

Was ändert Euren Sinn so sehr?  
 Fragt ihn Geron. Genug, erwiedert er,  
 Ihr sollt zufrieden seyn, wenn Ihr die Zei-  
 tung höret.  
 Verweilet hier, bis man Euch auf den Saal  
 begehret.

Er kehrt zurück, und findet schon  
 Semiren am Gitter. Ein bescheidner  
 Schleyer

Der

Verbirgt ihm ihren Reiz und ihrer Wangen  
Fener.

Schlank ist sie, wohl gewachsen von Person,  
In ihren Reden Flug, nur zitternd und be-  
klommen

In eines unbekanntens Richters Gegenwart,  
Den man von ihrer Denkungsart  
Vermuthlich nicht zu ihrem Vortheil ein-  
genommen.

Doch durch die Wendung seiner Fragen  
zeigt ihr

Der Ritter bald nicht weniger Begier  
Sie für unschuldig zu erkennen,  
Als sie Verlangen trägt sich selber weiß zu  
brennen.

Von meinem Gatten kömmt des Zwistes  
Ursprung her:

So spricht sie. Lange schon war mir bewußt,  
daß er

Der Fene wohlgefiel, doch daß er ihren Trieben  
Aus Treue widerstand. (Je zärtlicher wir  
lieben,

Je fleiß'ger suchen wir den Gatten aus-  
zuspähn.)

Mich freute dieser Sieg. Nur konnt' ich  
nicht verstehn,

Nicolai Gedichte 5. Th. J War

Warum er nie mir im Vertrauen sagte,  
 Daß ihn die Feye so mit ihrer Liebe plagte.  
 Nach reifer Ueberlegung sah ich ein,  
 Es müsse wohl vernünft'ger seyn,  
 Fruchtlöse Nachstellung einander zu verhehlen,  
 Als ein empfindlich Herz durch eitle Furcht  
 zu quälen.

Dies nahm ich mir zur Regel, als mir kurz  
 hernach

Abraht von seiner Liebe sprach.

Entschlossen, meine Gunst ihm niemahls zu  
 gestatten,

Wies ich ihn ab, und schwieg davon bey  
 meinem Gatten.

Jedoch, Herr Ritter, ich gesteh' es frey,

Mir selbst war nie recht wohl dabey

Zu Muth. So lebten wir, als plötzlich mein  
 Genosse

Die Saiten änderte, mich trozig oft verließ,  
 Und schimpflichen Verdachte, nicht mir, den  
 Knechten wies.

Auch war mir wohl bekannt, daß seine  
 Karabosse

Ihn täglich sah, daß er die Nacht zum Vor-  
 wand nahm,

Und in dem Walde stets mit ihr zusammenkant.  
 Der

Der stille Kummer, den ich nährte,  
Schlug in Verzweiflung aus, als mir Geron  
erklärte,  
Ihn ruf' ein wichtiges Geschäft nach Mantua,  
Beym Abschied, ungerührt, mich fast ver-  
gehen sah,  
Auf seiner Lüge fest, aus meinen Armen eilte,  
Zur Feyer flog; drey Tage dort verweilte.  
In dieser Lage war ich, da Geron  
Mich als Adrast beschlich. Vermuthlich  
? weist Ihr schon,  
Herr Ritter, den Verlauf davon.  
Nun frag' ich Euch, ist's einem Weibe zu  
verdenken,  
Die man so jämmerlich betriegt, so bitter  
höhnt,  
Und die von Jugend auf an Särtlichkeit  
gewöhnnt  
Gewesen, daß sie sich nach einem Freunde  
sehnt,  
Und sich entschließt, ihr Leid in seine Brust  
zu senken?  
Wahr ist's, mit jeder Günst, die euch ein  
Weib verleih't,  
Verknüpft ihr Männer allezeit  
Ein Ding von größrer Wichtigkeit;

Allein ein Kuß, der neuen Freundschaft  
 Siegel,  
 Schien mir die Unschuld selbst. Was ist  
 denn auch ein Kuß,  
 Den man oft wider Willen geben muß?  
 So dachte nicht Geron; sein Argwohnt  
 hatte Flügel.  
 Mein Unglück wars, daß er nicht weiter in  
 mich drang,  
 An einem trocknen Kusse sich begnügte,  
 Zum ersten Unternehmen nicht das zweyte  
 fügte,  
 Mich nicht ihn zu zerkraken zwang.  
 Die Raserey, die Wuth, zu welcher ich  
 entbrannte,  
 Als er verändert vor mir stand,  
 War um so heftiger, als ich der Feye Hand  
 In diesem Streiche klar erkannte.  
 Zu rasch, und weiter nichts, war der Ge-  
 danke nur,  
 (Denn leider! etwas hitzig bin ich von Natur)  
 Der Macht des Gatten zu entfliehen;  
 Doch war mein Absehn gleich ein Kloster zu  
 beziehen.  
 Und als ich dieses Haus auf meinem Wege  
 fand,

Daß

Das gleich Adrastens Schlosse gegenüber  
stand,

So fiel mir ein, an meinem Gatten  
Mir noch die letzte Rache zu gestatten.  
Ich schrieb ihm noch mit eigener Hand,  
Ich hätte meine Zuflucht zum Adrast ge-  
nommen,

Und würde niemahls wiederkommen.  
Doch so behutsam hielt ich mich versteckt,  
Daß noch bis iht Adrast mein Daseyn nicht  
entdeckt,

Und um mein übriges Betragen  
Könnt ihr das ganze Kloster fragen.

Mit der Rechtfertigung scheint der vor  
Montauban

Zufrieden, zeigt zugleich Semiren an,  
Welch Unrecht doch auch sie dem Gatten  
angethan;

Zeigt, daß sein Umgang mit der Feye  
Nur Eifersucht, nicht Liebe war.

Dann bringt er sie zur Sanftmuth, dann  
zur Reue,

Dann stellt er ihr den Gatten dar.  
Man wiederhohlet, man vergleicht aufs neue  
Den beiderseitigen Verlauf,  
Löst alle Zweifel glücklich auf,

Und Reinhold fodert nun vom Gatten und  
vom Weibe,  
Daß weiter kein Verdacht in beider Herzen  
bleibe.

Allein der Becher? spricht Geron.  
Je nun! Ihr seht es ja, der Becher hat gelogen,  
Spricht Reinhold, und mit ihm habt Ihr  
wohl manchen schon,  
Und hättet bald auch mich betrogen.  
Der böse Geist hat ihn erdacht.  
Durch ihn habt Ihr die Pest ins ganze Land  
gebracht.

Dem hier an dieses Flusses Strande  
Regiert mehr häuslicher Verdacht,  
Als in dem weiten Frankenlande.  
Gebt diese Narrheit auf. Laßt jeden ungequält,  
Der auf des Weibes Treue zählt.  
Traut keinem Zauber mehr, und säumet  
nicht, Semiren  
In Euer Schloß zurückzuführen;  
Da werdet Eurer Liebe froh,  
Und werft den Becher in den Po.

Gerbin



a d i e

# Zerbin und Bella.

in der Oper von Giuseppe Verdi

Sechster Gesang

Act II

aus dem Original von Giuseppe Verdi

---

## B e r i c h t.

Der Leser beliebe die sechs letzten Verse des fünften Gesanges im 3ten Th. S. 170. wegzustreichen, also, daß sich der Gesang mit dem letzten Verse der 169sten Seite schließe:

Und richten nach dem Kloster ihren Lauf.

---

Kommt her, ihr schönen Seelen alle,  
 Die ihr vielleicht in gleichem Falle  
 Mit der verlassnen Bella seyd,  
 Und seyd ihrs nicht, (dieß wünsch' ich) doch  
 an Zärtlichkeit

Ihr gleicht! kommt her zu mir! und höret  
 Ein neues Beyspiel seltener Beständigkeit.  
 Lernt, wie, wenn auch der Tod der Liebe  
 Band zerstöret,  
 Doch zwischen Geist und Geist die Treue  
 währet;

Wie sie sich, angefochten, stählt,  
 Und lieber Schwert und Grab, als neue  
 Bande wählt.

Doch, Leser! eh ich dir, zerfließend vor  
 Gefühl,

Der edlen Bella Tod entwerfe,  
 Ist's nöthig, daß ich meinen Kiel  
 Zur Schildrung eines rauhen Sarazenen  
 schärfe,  
 Des wilden Rodomont. Der Mauren ganze  
 Schaar

Hat keinen, dessen Länge seinen Wuchs  
 erreicht,

Hat keinen, dessen Stärke seiner Stärke  
gleichet.

Den harten Leib bedeckt ihm dichtes, wildes  
Haar,

Ein erster Panzer. Sieben Schlangenhäute,  
Seelmt zu wunderbarer Härte, sind der  
zweite.

Die trotz'gen, stolzen Augen funkeln durch  
die Nacht

Herunterhangender und dicker, wilder  
Brauen.

Auch freundlich wirken ihre Blicke Furcht  
und Grauen.

Des kurzen, krausen Bartes tiefe Schwärze  
macht

Die Dämmerung der Haut der Helle näher  
scheinen.

Troß nennt er Ehre, Kühnheit nennt er  
Tapferkeit,

Und seinen Willen Recht. Er glaubt, in  
jedem Streit

Beruhe nur auf ihm das ganze Glück der  
Seinen.

An Ruhm und Wichtigkeit erkennt er keinen  
Ihm

Ihm Höheren, an Rang' und an Gewalt  
 nur Einen,  
 Den hohen Agramant. Auch diesem, seinem  
 Herrn,  
 Sollt er nur karg und steif der Ehrerbietung  
 Zeichen,  
 Und durch persönliche Verachtung rächt er  
 gern  
 Die harte Pflicht, ihm als Vasall zu weichen.  
 Im Maurenheere kam vor kurzem  
 Stordilan,  
 Ein Fürst aus Spanien, mit seiner Tochter an.  
 So wie die rege Wolke zart gebauter Rücken  
 Auf einen einz'gen Hauch des Nordes nie-  
 derfällt,  
 So fühlte jeder Sarazenenheld  
 Sein Herz von Doralizens Blicken  
 Versengt. Allein so bald es ruckbar ward,  
 Daß Rodomont und Mandrikard  
 Sich öffentlich um ihre Gunst bewarben,  
 So trat die schwächre Schaar, neugierig,  
 wen das Glück  
 Von beiden treffen werde, hoffnungslos  
 zurück.

Wie

Wie manchen Sieg erhielt, mit Doralizens Farben  
 Bezeichnet, Rodomont! Wie manche Ritter  
 starben  
 Von des Verliebten Hand! Durch wie viel  
 Christenblut  
 Bewies er Doralizen seine Gluth!  
 Und auch mit wie verächtlichem und hohem  
 Blicke  
 Sah er auf Mandrikards unblut'gen Dienst  
 zurücke,  
 Der damals seufzend in dem Zelte saß,  
 Und ob der Liebe Krieg und Ruhm vergaß!  
 Das ganze Heer der Sarajenen  
 Versprach dem Tapfern schon gewiß die Hand  
 der Schönen;  
 Allein der schlaue Chan der Tartaren,  
 Wohl wissend, daß mit stillem Fleiß, mit  
 süßem Schmachten  
 Und Küssen einer Dame mehr gedienet sey,  
 Als mit zehntausend Umgebrachten,  
 Ließ sich durch keine Reden, keinen Schein  
 In seinem heimlichen Entwurfe stören,  
 Ließ Rodomonten seine Siegeskränze mehren,  
 Und

Und schlich indessen sich bey Doralizen ein,  
 Warf brennend sich vor ihre Füße,  
 Und bat und schwur, und wagte schwach  
 verwehrte Küsse.

Und meiner Meinung nach ging dieser auß  
 Gewisse.

Nun traf es sich, daß beide sich zu glei-  
 cher Zeit,

Und mit gleichzeit'ger Sicherheit  
 Zum Vater hinbegaben, ihm ihr Herz er-  
 klärten,

Und seiner Tochter Hand begehrten.

Mit bitterm Hohn und stolzer Art

Sah den verwegnen Mandrikard

Der Afrikaner an, verwies ihm sein Er-  
 kühnen,

Und hieß ihn feiger Memmen Töchtern  
 dienen.

Mit kälterm Blute, mindrer Eitelkeit,

Gesetzter Zuversicht und Unerschrockenheit

Hieß Mandrikard hinwieder Rodomonten  
 schweigen,

Und trug sich an, ihm in besonderm Streit  
 Sein Recht auf eines Helden Kind zu zeigen.

Der

Der Vorschlag wird genehmigt. Jede  
 Rechte fährt  
 Schon an das Heft, und reißt das helle  
 Schwert  
 Zur Hälfte schon aus der bestählten Scheide.  
 Der gute Stordilan tritt bittend zwischen  
 beide,  
 Beschwört ihren Zorn zu ruhn,  
 Und Agramanten läßt er schnell zu wissen  
 thun,  
 Was für ein großer Zwist in seinem Zelte  
 brenne,  
 Den nur sein Ansehn stillen könne.  
 Der König eilt herbey, besänftigt jeden Geist  
 Zuerst durch Lob und Hoffnung; überweist  
 Darauf die Zänker von der Thorheit dieses  
 Krieges,  
 Der durch das Ungefähr des Sieges  
 Der Schönen keine Wahl erlaubt,  
 Ihn aber eines seiner Tapfersten beraubt.  
 Zuletzt befiehlt er, als ihr Oberhaupt,  
 Daß beide sich durch einen Eid verpflichten,  
 Nach Doralizens Willen sich zu richten.  
 Und schnell sind sie dazu bereit.



In seines Königs Hand schwur jeder einen  
 Eid,  
 Daß, wen nun auch die Wahl des Fräuleins  
 treffen sollte,  
 Der andre, sonder weitem Anspruch auf die  
 Schlacht,  
 Sich seiner Hoffnung in Geduld begeben  
 wollte.

Die junge Schöne wird herbegebracht;  
 Sie steht, umringt von einem neubegier'gen  
 Schwarme.

Ein enges Kleid gesteht den schönen Wuchs  
 der Arme,

Des Leibes und der Brust. Die Hände tief  
 gefügt,

Das Kinn dem Busen nah, mit scham-  
 erhitzten Wangen,

Mit Blicken, die bescheiden an der Erde  
 hangen,

In denen aber doch verbisnes Lächeln siegt,  
 Hört sie den Vortrag Agramants, und  
 schweiget.

Von beiden Seiten naht sich ihr das  
 Freyerpaar,

Und

Und jeder reicht ihr die Hand, erwartend, dar.  
 Nach einem kurzen Zaudern, steigt  
 Der scheue Blick empor; als wählend fliehet er  
 Ein Weilchen zwischen beiden hin und her,  
 Bis er sich in des Tartars heißen Blick ver-  
 senket,

Dem sie zugleich beschämt die kleine Rechte  
 schenket.

Dem Hirten gleich, wenn ihn bey  
 hellem Horizont  
 Ein unversehner Donnerknall erschüttert,  
 Und sein erschlagenes Lamm vor seinen Füßen  
 zittert,

Steht der erstaunte Rodomont.

Dem Schrecken folget Zorn, und tiefer  
 Schmerz der Schande.

Ungültig, ungerecht schilt er die Wahl,  
 Führt mit der Faust an seinen Stahl,  
 Uneingedenk der heil'gen Bande  
 Des Eides. In des Königs Gegenwart  
 Spricht er: Mein Schicksal kann mein  
 Schwert allein bestimmen,  
 Und nicht ein leichtes Weib, geneigter stets  
 zum Schlimmen.

Wie

Wie du begehrt, so sey's! erwiedert Man-  
 drikard,  
 Auch er von Zorne heiß. Aufs neue  
 schweben  
 Ist beide, fortgerafft vom Sturme rascher  
 Wuth,  
 Dem sie die vollen Segel übergeben,  
 Weit von dem Hasen wieder auf der hohen  
 Fluth.  
 Doch Ngramant, der sich zu Rodomonten  
 kehret,  
 Des neuen Unrechts ihn belehret,  
 Ihn den gebrochnen Eid verweist,  
 Ihn sein Geboth verehren heißt,  
 Macht endlich daß sein Zorn die Segel  
 streichet,  
 Und sein empörter Stolz gezwungen weichet.  
 Er stürzt durch die getrennte Menge  
 fort,  
 Steht einmahl noch, das Zelt verlassend,  
 stille,  
 Und schießt an Mandrikarden dieses Wort:  
 Dein sey das Weib! damit ich meinen Eid  
 erfülle;  
 Nicolai Gedichte 5ter Th. R Doch



Doch einen neuen schwör' ich hier  
 Nie fecht' ich wieder in dem Heere,  
 Bis ich die Kränkung meiner Ehre  
 (Denn Schimpf zu dulden schwur ich nicht)  
 an dir

Gerächt. Nach Süden hin entweich' ich;  
 folge mir.

Dies sagt er, eilet zum Quartier  
 Der Seinen, nimmt sein Ross, und mit er-  
 grimmten Blicken  
 Ruft er: Zwey Knappen nur, sonst keinez  
 folge mir!

Dann spornet er, und dreht dem Lager stolz  
 den Rücken.

So tragt der traur'ge Stier, wenn er  
 die junge Kuh

Dem Sieger überlassen müssen,  
 Fern von den fetten Erften, von besuchten  
 Flüssen,

Einsamen Wäldern, öden Felsen zu,  
 Wo er der Echo Kuh durch lautes Brüllen  
 störet,

Wo sich die Liebeswuth in grasses Toben  
 kehret.

Der

Der Tartar, dessen grobe Zärtlichkeit  
 Sich nur am größeren Genuß erfreut,  
 Verschlinget schnell sein Glück, und eilt  
 nach wenig Tagen  
 Gesättigt fort, dem Gegner nachzujagen.

Auf diesem seinem Ritte war geschehn,  
 Was wir im vorigen Gesange schon gesehn,  
 Daß er von ungefähr des Grafen Schwert  
 gefunden,  
 Und den ihm nicht gewachsenen Hüter über-  
 wunden;

Nun suchet er im fortgesetzten Lauf,  
 Auf Rolands Klinge stolz, den Afrikaner auf.  
 Allein auf diesem Wege, den er ist genom-  
 men,

Wird er ihm schwerlich zu Gesichte kommen;  
 Er glaubt, daß er am Ufer der Garonne sey,  
 Und Rodomont, der Rhone treu,  
 Folgt ihren Wellen, sieht von ihrem rechten  
 Strande

Zur Linken Wien und Avignon,  
 Durchreitet Nîmes, Terrasson,  
 (Den Sarazenen damahls unterworfenne Lande)  
 Dringt in Provenze weiter fort,

Und findet an dem mahlerischen Ort,  
Von dem man zu Marseillens tiefer Ebne  
steiget,  
Und wo dem Blicke sich das Meer am ersten  
zeiget,  
Ein Kirchlein und ein Kloster, dessen lange  
Schaar  
Vor kurzer Zeit entflohen war.  
Hier nistet er sich ein, zerstöret  
Altäre, Bilder; was zum heil'gen Dienst  
gehört  
Entweihet er; berauschet sich am Opferwein,  
Und räumt den Ornat zum Schmuck den  
Knappen ein.  
Das Kloster wird zum Räuberschlosse,  
Und in der Kirche stehn die Kasse.  
So lange will er hier verziehn,  
Bis Mandrikard erscheint, und täglich sucht  
er ihn,  
Früh, spät, und fern und nah. Mit bitterm  
Groll und Haffe  
Verfolgt er auch das ganze weibliche Ge-  
schlecht,  
Raubt alle Frauen von der Straße,  
Entehrt

Entehrt sie mit Gewalt, und rächt  
 Nach der gestillten Lust mit Schlägen, Hohn  
 und Tritten  
 An den Unschuldigen den Schimpf, den er  
 erlitten.

Unangefochten läßt er auch die Männer nicht,  
 Zwingt sie, die Formel seines Fluches anzuhören,  
 Und allen Weibern steten Haß zu schreiben,  
 (Durchaus das Gegentheil der doppeln Ritterpflicht:

Der Kirche mit dem Schwert zu nützen,  
 Der Damen Ehre zu beschützen.)  
 Im Walde schreyt er oft allein und laut:  
 O Weiber! Gegensatz der Treue!  
 Wer auf die Dauer eurer Liebe baut,  
 Wird ein gewisser Raub der Neue.  
 Nicht langer Dienst, nicht hoher Muth,  
 Nicht sichere Proben heißer Bluth  
 Vermögen eines Weibes Herz zu binden.  
 Sey groß, sey schön an Geist und Leib:  
 Sie wechselt doch. Willst du die Ursach  
 finden?  
 Nur eine gibts: Sie ist ein Weib.

Ja, lasterhafte Zucht! ja, Fünftheil alles  
Bösen!

Dich schufen Gott und die Natur  
Zur steten Qual des Mannes nur;  
Denn einsam wär' er zu bestückt gewesen.  
Zwar Feinde gnug umringten ihn:  
War nicht der Wald voll Bären? nicht der  
Sumpf voll Schlangen?

War nicht in Lüften Ungezieser aufgehangen?  
War mit dem Weizen nicht der Schierling  
aufgegangen?

Doch alles wäre noch nicht Plage gnug für  
ihn,

Wenn er nicht selbst in seinem Bette  
Ein Uebel, grösser noch als alle diese, hätte.  
Natur! an weisen Mitteln bist du sonst so  
reich!

War dein kein andrer Weg uns auf die  
Welt zu bringen,

Als durch des Weibes Schoos zu dringen?  
Und konnten wir nicht, edlen Früchten gleich,  
Durch Pflanzung oder Saat entspringen?  
Ach! hätten wir mit Frauen nichts gemein,  
So wären wir von tausend Mängeln rein.

Doch



Doch seyd nicht stolz darauf, daß ihr den  
Mann gebäret!

Ein Dornstrauch bringt die Ros' hervor,  
Die reine Lilje steigt aus ekelm Kraut empor;  
Und alles was uns euer Blut gewähret,  
Sind eure Laster: Hoffart, Undank, Grau-  
samkeit,

Verleumdung, Leichtsin, Lügen, Lüfternheit.  
Geschaffen seyd ihr nur zur Pest der ganzen  
Erde,

Und daß des Mannes Herz durch euch ver-  
giftet werde.

So fluchend, so verleumdend saß der  
Maure da,

Als er an eines härt'gen Bruders Seite  
Ein Frauenzimmer (seine schon ersehne Beute)  
Und einen schwarz beladnen Klepper kom-  
men sah.

Der Eremit und Bella kamen von Valenze;  
Da hatten sie den theuren Leichnam des  
Serbin

Mit Balsam aufbewahrt, und eilten durch  
Provenze

Nunmehr nach einem Kloster bey Marseille  
hin.

Ein längst verstorbnner Herr des Landes  
 Erbaute dieses Stist für Damen hohen  
 Standes.

Mit bleichen Wangen kömmt die schöne  
 Bella zwar,  
 Mit tief gesenktem Haupt und ungeflochnem  
 Haar,

Das Aug' erbitt von steten Zähren,  
 Die Brust erschöpft, die Luft umher  
 Mit Seuffzern füllend, und was noch für  
 Zeichen mehr

Ein Leben voller Harm erklären.

Allein auch so tritt Bella schön gebaut einher,  
 Und unter der Betrübniß sanftem Schleyer  
 Ist der gedämpfte Reiz, der Schmachtung  
 lindes Feuer

Nur rührender und nur unwiderstehlicher.  
 Auch wirkt ihr Anblick auf des Sarazenen  
 Brust

So schnell, erweckt in ihr so zärtliche Be-  
 gierde,

Daß er die Schönen nun (im Grunde doch  
 die Zierde

Der Welt, der Männer Glück und Lust)  
 Nicht

Nicht weiter schmähen, nicht mehr hassen,  
 Noch fränken will; bereit, sein Herz nun-  
 mehr,

Von Doralions Liebe leer,  
 Der zweeten, würdigern zu überlassen;  
 Indem am leichtesten, so wie sein Sprich-  
 wort sagt,

Ein Nagel einen andern jagt.

So freundlich als er kann tritt er der  
 Schönen

Entgegen, und in sanft gezwungnen Tönen  
 Befragt er sie, wohin sie gehe? was ihr Leib  
 Errege? wer sie sey? was dieser Klepper-  
 trage?

Sie, voll unschuld'ger Sicherheit,  
 Erklärt ihm ihre ganze Lage:

Daß in der schwarzen Kiste der geliebte  
 Nest

Des Bräutigams verschlossen liege;  
 Daß sie nach einem Kloster sich verfüge,  
 Der Welt entrissen, durch Gelübde fest,  
 Ins künftige nur um Zerbinnen  
 Zu weinen, und dem lieben Gott zu  
 dienen.



Der freche Robomont (er glaubt an keinen  
Gott;

Schrift, Glaube, Tugend sind sein Spott)  
Verlacht den Vorkatz, nennt ihn Thorheit,  
Raub und Sünde;

Vergleicht ihn mit dem Geize, der sich selbst  
bestiehlt,

Der Erde seinen Schatz empfiehlt,  
Damit ihn nicht, obgleich ihm unnütz, je-  
mand finde.

Ja, spricht er, Löwen, Tieger, die ver-  
schließe man,

Nicht aber was gefallen, was erfreuen kann.

Es hört der Eremit die ärgerliche Lehre  
Mit Graus und Schauder an, und bang' ist  
ihm dabey,

Daß Bella nicht, im wahren Glauben neu,  
Zum alten Irrthum wiederkehre.

Er läßt daher dem frommen Eifer freyen  
Lauf,

Und legt dem Mauren Kernbeweise vor und  
Sprüche,

Licht von den geistigen Berichten seiner  
Küche

Ein

Ein ganzes, reiches Gastmahl auf;  
 Doch er, ein roher Baum, hat kaum die  
     erste Schüssel  
 Berührt, so rümpft er schon den Müffel.  
 Dieß aber stört den guten Bruder nicht;  
 Er setzt den unbequemen Unterricht  
 Hartnäckig fort, den oft sein Hörer unter-  
     bricht.  
 Der Heide sagt zuletzt, er könne nach Ge-  
     fallen  
 Zurück nach seiner Zelle wallen,  
 Ihm werde seine Gegenwart zur Last.  
 Umsonst; er will sein Schäflein nicht ver-  
     lassen.  
 Beym Barte kriegt ihn endlich Rodomont  
     zu fassen,  
 Und rupft, so viel er Haare faßt,  
 Ihn aus. Noch schnackt der Mönch mit  
     Einer kahlen Wange  
 Stets fort, und ruft des Heiden Wuth so  
     dreist heraus,  
 Daß er ihn mit der Hand, als einer  
     Schmiedezange  
     Beym

Beym Hals ergreift, ihn drey mahl um den  
 Federstrang  
 Des Helmes schwenkt, und ihn zu solcher  
 Höhe  
 Und Weite schleudert, daß ich ihn nicht  
 fallen sehe.  
 Was aus ihm wurde, weiß ich nicht,  
 Verschieden lautet der Bericht:  
 „Er hat sich, heißt's, an einem Felsen so  
 zerschlagen,  
 a Daß man den Fuß vom Kopfe nicht er-  
 kannt. —  
 „Es hat ihn dieser Schwung bis in das Meer  
 getragen,  
 „Drey Meilen über festes Land;  
 „Dort ist der Märtyrer, so sehr er Sankt  
 Christophen  
 „Und andre Heiligen zu Hülfe rief, er-  
 sofften,  
 „Weil er das Schwimmen nicht verstand.“  
 Noch andre sagen, (und dieß, will ich  
 hoffen,  
 Ist wahr,) indem er durch die Luft den Flug  
 gemacht,  
 Hab'

Hab' er vom Himmel irgend jemand ange-  
troffen,

Der ihn nach einer fernen Insel hinged-  
bracht. —

Nun gut! dort mag er meinetwegen ruhig  
sitzen;

Mir kann er weiter nicht zu meinem Liebe  
nützen.

Der Maure, des verhaßten Redners  
los,

Nimmt sich zusammen, kehret wieder zu der  
blöden

Erschrocknen Schönen um, giebt ihr die  
glattsten Reden,

Die größten Schwüre treuen Dienstes in  
den Schooß;

Nennt sie mein Leben, meine Wonne,  
Mein Herz, mein Täubchen, meine Sonne,

Und was für süße Nahmen mehr

Man Schönen gibt, wenn man sie lieber,

Die alle sagt er, ungeübet,

Und selbst erfunden, nach der Reihe her.

So zahm erzeigt er sich, so bößlich und  
gesittet,

Daß

Daß er um das, was er sonst unbehandelt  
 raubt,  
 Auch nicht einmahl von weitem bittet,  
 Von Dräuen, von Gewalt sich nicht ein  
 Wort erlaubt,  
 Und, weit gefehlt den Kern sogleich heraus-  
 zupicken,  
 Sich nicht einmahl erkühnt die Schale nur  
 zu drücken.  
 Er fühlt zum ersten Mahl, daß zärtlichen  
 Genuß  
 Freywillige Gestattung würzen muß,  
 Daß wir der Damen Herz zu Lieb' und  
 Küssen  
 Gemach und glimpflich vorbereiten müssen.  
 Nach seinem Sitze wird das Fräulein hin-  
 gebracht.  
 Hier steht, drey Tage lang, ihr alles zu  
 Gebothe.  
 Das Kirchlein wird geräumt und rein  
 gemacht,  
 Vor dem Altare ruht in einer Gruft der  
 Todte,  
 Und auf Gefälligkeit und Dienste nur bedacht,  
 Beweiß



Geweist ihr Rodomont der neuen Liebe  
Macht.

Sie aber, die sich doch ein Mäuschen in  
der Pfote

Des Raters dünkt, und leicht erräth,  
Nach welchem Zwecke dieses Zielen geht,  
Lebt in der Furcht, und sinnet spät und frühe,  
Wie sie sich unbesleckt aus dieser Falle ziehe.  
Dieß merket Rodomont, und wird der eiteln  
Mühe,

Der langen Ländelej, des schalen Seufzer-  
spiels,

Und des ihm unnatürlichen Gefühls  
Bald müde, folget wieder seinem alten  
Hange

Zum Stolze, zum Befehl und Zwange,  
Und meldet Vellen kurz und frey,  
Daß er hiermit entschlossen sey,  
In Gutem oder Bösem, binnen wenig Tagen  
Der Minne Gold davon zu tragen.

Wer ist, der deinen Gram, o Bella,  
schildern mag!

Elende! wie so Schlag auf Schlag  
Befallen dich des Unglücks harte Streiche!—

Sie

Sie steigt um Mitternacht hinab zur theuren  
 Leiche,  
 Küßt ihr die dürre Hand, und heischt Rath  
 von ihr:  
 Zerbin! o warum folgt' ich dir  
 Nicht gleich im Tode nach? Warum ver-  
 bothst du mir,  
 Den doch gewissnen Tod (den, länger mich  
 zu quälen,  
 Mein Schicksal nur verschiebt,) großmüthig  
 selbst zu wählen?  
 Du siehst, dleß Eine Mittel bleibt mir  
 nur,  
 Die dir gelobte Pflicht nicht zu verletzen, —  
 Der Tod. Verschwört sich aber die Natur  
 Mit meinen Feinden, meine Tage fort-  
 zusehen,  
 Und bindet der Gehorsam mir  
 Die Hand: wer leistet der bedrängten  
 Ehre  
 Den einz'gen Dienst, durch den sie noch zu  
 retten wäre?  
 Wer tödtet mich? wer bringet mich zu dir?  
 So

So klagend lieget sie, durch ihren Gram  
 entkräftet,  
 Und auf den kalten Mund den heißen Mund  
 geheftet,  
 Als es ihr plötzlich bey der Lampe Schein  
 (Es mag nun Phantasie, es mag, wie andre  
 lehren,  
 Ein unbeeareifliches Verständniß seyn,  
 wodurch entfernte Seelen sich erklären)  
 So scheint, als öffne sich Zerbins belebter  
 Blick,  
 Und lächle sanft, und senke sich in sich  
 zurück.  
 Sie sinket, zwischen Lust und Schrecken  
 unentschlossen,  
 Von beiden starr, mit Eis und Bluth zu-  
 gleich begossen.  
 Doch, wie der schnelle Blitz die tiefe Nacht  
 zerreißt,  
 So blitzet ein Gedanke durch den Geist  
 Der Schönen, der sich ihr unausgebildet  
 weist.  
 Der Flüchtling will zum zweyten Mahl  
 vorübereilen:

Nicolai Gedichte 5. Th. 2 Sie

Sie faßt ihn, zwingt ihn zum Verweilen,  
 Und prüft ihn, denkt ihn aus, und billigt  
 ihn,

Und dankt dem Geiste des Serbin,  
 Der, sie umschwebend, ihr den klugen Rath  
 verliehn.

Des nächsten Morgens, da der Sa-  
 razene

Sich ihr mit neuem Drange naht,  
 Und von den Worten endlich zu der That  
 Zu schreiten denkt, spricht so zu ihr die  
 Schöne:

Laßt Ihr, o Herr, mich, meiner Ehre  
 sicher, gehn,  
 So sollt Ihr meinen Dank in einer Gabe  
 sehn,

Durch die Ihr Euch gewiß beglückter  
 schäzket,  
 Als wenn Ihr meiner Keuschheit zarten Flor  
 verletzet.

Wollt Ihr für ein Vergnügen, das so kurz  
 ergeheth,

Und dessen Ihr die Fülle habt,  
 Ein dauerhaftes, größres Glück entbehren?  
 Mit

Mit Reizen, meinen gleich, sind tausend  
 noch begabt,  
 Doch meine Gabe kann Euch keine sonst ge-  
 währen,  
 Als ich. Ihr kennt doch Rolands Unver-  
 wundbarkeit?  
 Worauf kann wohl ein Krieger stolzer po-  
 chen,  
 Als auf dieß Glück? Wohlan! ich weiß den  
 Saft zu kochen,  
 Der diese Festigkeit verleiht.  
 Ich weiß ein Kraut, im Gehen  
 Mit Euch hab' ich es hier dem Hause nah  
 gesehen,  
 Das, wenn man es mit Rauten und mit  
 Dost versetzt,  
 Mit Wasser, das man nur, wenn an ge-  
 wissen Orten  
 Gewisse Sterne stehen, schöpfen muß,  
 benezt,  
 Und auf gewissem Feuer, mit gewissen  
 Worten  
 Es sieben Stunden kochen läßt,

Und eine keusche Hand es dann zu Saft  
preßt,

Den Körper fest macht, wider Stahl und  
Feuer fest.

Nun seht, wie seltne Günst der Himmel  
Euch gewähret!

Die Sterne stehen gleich, wie es das Werk  
begehret;

Das Kraut, das Holz ist nah, der Spruch  
ist mir bekannt,

Und rein ist meine jungfräuliche Hand.

Wollt Ihr, so kann es heute noch geschehen,  
Und heute noch sollt Ihr die Probe sehen.

Für eine Gabe von so seltnem Werth

Begehr' ich nur, daß Ihr mir schwört,

Mich an der Ehre nicht zu kränken,

Und mir die Freyheit bald zu schenken.

Der Maure, nun der heftigsten Begierde  
voll,

Das herrliche Geheimniß zu erlangen,

Weiß nicht wie sanft genug er sich geberden  
soll,

Die Schöne durch Verspruch und Freund-  
lichkeit zu fangen.

Er

Er spielet Ehrfurcht, schmeichelt, schwört,  
 Noch zehnmahl mehr, als sie begehrt.  
 Doch sein geheimer Plan ist weit davon  
 entfernt.

Berstellung nur und angenommener Schein  
 Soll diese Treue, dieß Enthalten seyn,  
 Bis er die Kunst von ihr gelernet;  
 Dann lacht er seines Eides in die Faust  
 hinein,  
 Wird sich alsdann gewaltsam ihres Kusses  
 freun,  
 Und beides, Herr der Schönen und der  
 Salbe seyn.

Pflicht, Treue, Redlichkeit hält der Geselle  
 Für Thorheit, fürchtet weder Gott noch  
 Hölle,

Und in der ganzen lügenhaften Barbaren  
 Kömmt keiner ihm an Falschheit bey.  
 Zwar merket Bella wohl was er ihr zubereitet,

Doch sicher, daß ihm ihre List die Zeit  
 Nicht lassen wird, geht sie, von ihm begleitet,

(Denn nie verläßt er sie) durchsucht mit  
Emsigkeit  
Den nahen Wald, die Thäler und die  
Höhlen,  
Das nöth'ge Holz, die nöth'gen Pflanzen  
auszuwählen.  
Erst spät und schwer beladen suchen sie das  
Haus.  
Gleich setzt Bella sich zu dem entflammten  
Herde,  
Setzt einen Kessel auf, lieft ihre Kräuter  
aus,  
Und forget, daß das Werk genau betrieben  
werde.  
Es dehnet sich tief in die Nacht.  
Der Maure, der bey ihr mit seinen Knappen  
wacht,  
Durch Spiel die Zeit verkürzt, und an dem  
Feuer sitzt,  
Fühlt in der ersten Stunde seinen Gaum  
Durch nahe Gluth und engen Raum  
So trocken und zu solchem Durst erhitzt,  
Daß er vom besten Wein begehrt,

(Die



(Die Seinen hatten jüngst zwei tücht'ge  
Tonnen

Gewissen Marktendern abgewonnen)  
Und dessen Eine Flasche nach der andern  
leert.

Den Wein versagen ihm zwar Mahomets  
Befehle,

Auch trinkt er ihn nur selten und allein;  
Doch desto süßer schmeckt er seiner Kehle,  
Und desto leichter nimmt er ihn mit Schwün-  
del ein.

Schon glüht er, sieht schon doppelt, sieht  
das Haus sich drehen,

Spricht fieberhaft, und wankt im Gehen.  
Die kluge Bella wählet diesen Augenblick,  
Nimmt ihren Kessel von der Gluth zurück,  
Läßt den verdickten Saft durch seine Lein-  
wand fließen,

Und gibt ihn den bestellten Flaschen zu ver-  
schließen.

Wohlan! die Arbeit ist gethan,  
Fängt sie darauf zu Rodomonten freu-  
dig an;

Nun liegt es noch an dem Versuche.

Damit Ihr seht, daß dem Verspruche  
Die Probe gleicht, daß ich der Wirkung  
sicher bin,  
Und daß ich Euch durch keine List beschleiche,  
Nicht etwan Gift für Balsam reiche:  
Seht! meinen eignen Hals ach' ich zur  
Probe hin.

Laßt mich aus einer dieser Flaschen  
Mir drey-mahl nur die Brust, den Nacken  
drey-mahl waschen,  
Dann schärft und schwinget Euer Schwert,  
Und seht, ob mir es nur ein Haar versehrt.  
Sie geht, und kömmt gebähet wieder,  
Kniet vor dem tollen Mauren nieder,  
Und streckt den bloßen Hals, den Streich  
erwartend, dar.

Leichtgläubig von Natur, leichtgläubiger  
vom Weine,  
Unwissend was er thut, traut er dem Zau-  
berscheine,  
Und weit von dem Gedanken einiger  
Gefahr,  
Faßt er das Schwert und zielt, und so  
genau gellinget

Der

Der Schlag, daß Vellens Haupt vom weißen  
Halse springet;

Drey Säße hüpfend rollt es hin,  
Und ganz vernehmlich ruft es noch: Zerbin!  
Zerbinen ruft sie noch, durch dessen Rath  
gebunden,

Sie diesen neuen Weg ihm nachzuziehn  
gefunden.

O Seele! der die Keuschheit, die Bes  
kändigkeit,

(Raum noch dem Rahmen nach bekannt zu  
dieser Zeit)

Verknüpft mit einer frühen Bahre,  
Doch lieber war, als Leben, als die grünen  
Jahre,

Zieh, sel'ge, schöne Seele! zieh im Frieden  
hin!

O! könnt' ich meinen Liedern gleiche Stärke  
geben

Mit jenen, die Achills und Hektors Ruhm  
erheben,

O! wie so feurig wollt' ich mich bemühn,  
Der spätesten Folgezeit dein Lob zu über  
geben!

Zieh hin im Frieden! dich erwartet dein  
Zerbin.

Dort lieb' ihn ewig, in den seligen Gefilden.  
Und o! daß junge Schönen künftighin  
Hienieden sich nach deinem Muster bilden!  
Mit dummer Unempfindlichkeit  
Stiert nach dem Schlage lange Zeit  
Der trunkne Blick des Sarazenen  
Auf den dahin gesunkenen Rumpf der  
Schönen.

Ihn ärgert die mißlungne Festigkeit.  
Kaum aber hat der Schlaf des Weines  
Dampf zerstreuet,  
So fühlt er seine Thorheit, ihre List und  
Treue,

Und überläßt sich später Reue.  
Verworfner! fängt er zu sich selber an,  
Verworfner! was hast du gethan?  
Vielleicht das einzige getreue Weib auf  
Erden

Hast du, hartherziger, so sehr gequält,  
Daß sie statt deiner sich den Tod gewählt;  
Und nun mußt du so gar ihr Mörder wer-  
den!

Seht

Seht doch, wie weit ein Weib die Liebe  
treiben kann!

Zu viel, zu hoch für mich! Ein Weib! wo  
lebt der Mann,

Der thäte, was dieß Weib gethan?

Nein, ich erkenn' es, solch ein Herz zu  
rühren

War ich nicht werth. Vergib, o schöner  
Schatten, mir

Den schwarzen Plan dich von der Tugend  
abzuführen!

Vergib! Dich zu versöhnen will ich dir

Dein und des Liebsten Grab mit einem  
Denkmahl zieren,

Wey dem die prächtigsten den Preis der  
Pracht verlieren.

Aus Spanien und aus der Barbarey  
Schiffet man auf seinen Wink den edlen  
Stoff herbey;

Und Künstler aller Art, aus Westen und  
aus Süden,

Sind zu dem Werke hinbeschieden.

Das Grabmahl wird von Marmor auf-  
gebaut,

Den

---

Den der zu reichen Säulen, der zu Silber  
haut.

Dem goldnen Sarge wird die aufgeles'ne  
Braut

Sammt ihrem Liebsten anvertraut,  
Und eine Grabschrift gib dem Wanderer  
zu lesen:

Der Spiegel treuer Gluth sey dieses Paar  
gewesen.

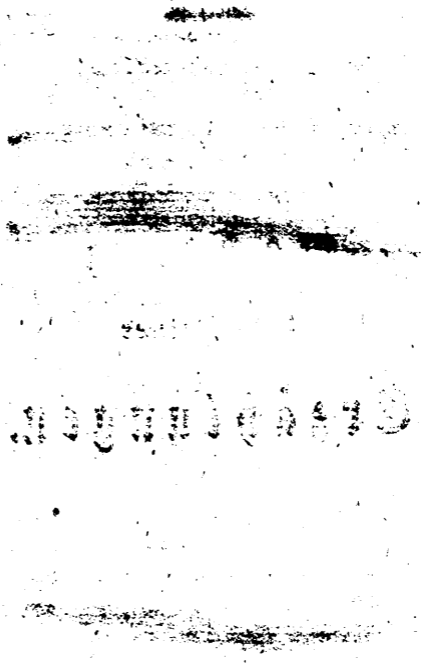
---

Nach:

Nachtrag

drey kleiner

Erzählungen.





## Pluto und Proserpina.

Als Ceres auf dem Drachenwagen,  
 Die Fackel in der Hand,  
 So manches Land  
 Umsonst durchrannt,  
 Und nirgends ihre Tochter fand,  
 Stieg sie zum Jupiter, und trug ihm ihre  
 Klagen  
 Mit Thränen vor: Ist es erlaubt,  
 O Zeus! daß mir der Gott der Hölle  
 Von meiner Schwelle  
 Mein Kind, mein einzig Glück, mein Pro-  
 serpinchen raubt?  
 Ich fodre Recht; und kann ichs nicht er-  
 halten,  
 So will ich auch mein Amt nicht mehr  
 verwalten,  
 So mag die Saat der ganzen Welt zu  
 Grunde gehn.

Gott Jupiter versetzt ihr mit besorgtem  
 Blicke:

Gern möcht' ich dir was du verlangest zu-  
 gestehn;

Allein

Allein es ist nicht leicht. Du kennst des  
Bruders Rücke:

Der eigensinnigste Gesell der ganzen Welt,  
Der fest hält, was er einmahl hält.

Doch wäre nicht ein Weg euch gütlich zu  
vertragen?

Gesetzt, du ließeß ihm dein Kind ein halbes  
Jahr,

Sechs Monde ließ' er es dann wieder dir:  
nicht wahr?

Dann hättest du dich über nichts mehr zu  
beklagen.

Dies geht die Mutter ein. Merkur wird  
abgesandt,

Der schwarzen Majestät das Urtheil an:  
zusagen.

Er fliegt mit sechszen, und erreicht das  
finstre Land,

Und meldet, was ihm Zeus und Ceres  
aufgetragen.

Was untersteht sich Jupiter?

Fängt Pluto zornig an: ist er der Hölle  
Herr?

Was hab' ich hier nach ihm zu fragen?

Sieh

Sieh Proserpinen an! ist dieses ein  
 Gesicht,  
 Das man sechs Monde lang im Jahre missen  
 könnte?  
 Geh zu dem Bruder hin, und sag' ihm,  
 ich mißgönnte  
 Ihm seine Danaen und seine Leden nicht;  
 Doch wollt' auch ich nach meinem Sinne  
 lieben.

Vergeblich ist der Widerstand,  
 Erwidert ihm Merkur, schon hat der  
 Parzen Hand  
 Den Spruch unwiderruflich unterschrieben.  
 Der Höllengott erblaßt. „Die Parzen?  
 bitter Pein!  
 „Sechs Monde werden mir kaum eine  
 Stunde seyn.“  
 So laß uns denn, spricht er zu Proser-  
 pinen,  
 Der kurzen Zeit uns wohl bedienen!  
 D' Hälfte, die man missen muß,  
 Vergüte doppelter Genuß!  
 Kein Augenblick sey ohne Kuß!

Man merke sich: es schleicht in der  
Hölle

Kein Stern von der zu jener Stelle;  
Dort ist kein Tag und keine Zeit,  
Nur Dämmerung und Ewigkeit.

Dem Höllengott ist wohl bei seinem  
Spiele;

Doch immer fürchtet er, es nahe sich dem  
Ziele.

Izt schickt er nach der Oberwelt,  
Daß man sich um die Zeit befrage.  
Wie freut ihn der Bericht, den er zurück  
erhält,

Es seien noch nicht vierzehn Tage!

„Ist's möglich? Ja! das macht,

„Hier wechseln niemahls Tag und Nacht. —

„Sechs Monde sind doch nicht so kurz, als  
ich gedacht.“

Bald sitzt er wieder, gähnt in seinem Sor-  
genfuhle,

(Es scheint daß Proserpine zwar

Zum Küssen trefflich gut, doch arm an Wiße  
war,)

Schickt

Schickt endlich einen neuen Boten aus dem  
 Pfuhle,  
 Und glaubt, nun müßten es vier volle Mon-  
 de seyn. —  
 „Ey was? kaum sieben Wochen? nein!  
 „Das kann nicht möglich seyn;  
 „Ich kann mich ja des Tages kaum besin-  
 nen,  
 „An dem ich sie geraubt. — Geh nur zu  
 Joven hin,  
 „Und sag' ihm dieß: Aus Höflichkeit für  
 ihn  
 „Mag Ceres dieses Mahl den Rest der Zeit  
 gewinnen,  
 „Die mir gehört.“ — Der Bothe bringt  
 Bericht  
 Von Joven, dieses gehe nicht;  
 Man müsse Punkt für Punkt der Parzen  
 Spruch erfüllen.  
 Und Pluto: Seht mir nur um aller Götter  
 Willen  
 Den Eigensinn! Ich will sie länger nicht;  
 Und damit gut.

---

Fürwahr! wird mancher Gatte  
sagen,  
Dies war zu grob. Was heißen denn vier  
Monde noch?  
Die lassen sich ja wohl ertragen.  
Wir Männer sehen gar kein End', und  
warten doch.

---

## Das Madrigal.

Was thut ein Kaiser nicht, die Zeit sich  
zu vertreiben?

In China war ein Kaiser, der einmahl  
Besondre Lust bekam in Versen was zu  
schreiben.

Ein kleines Lied, ein Ding von einem Ma-  
drigal

War die Geburt; doch mager, schwach und  
fahl.

Allein der Kaiser war nicht wie wir andern  
Dichter;

Das Reimen war bey ihm noch keine Sucht,  
Und unverliebt in seine Frucht,

War er sich selbst der allerfältste Richter.

Er fühlte wohl, sein Stück sey von Gedan-  
ken leer;

Auch las er es den Günstlingen halb lachend  
her.

Izt geht ein alter Mandarin vorüber;

Der Kaiser ruft ihn: „Du, mein Lieber,

„Bist, wie ich weiß, ein Freund von Versen.  
Lies einmahl,

„Ich bitte dich, dieß Madrigal.  
 „Seit dem man weiß, daß ich zum Späße  
 „Mir nun und dann ein Verschen lesen  
 lasse,  
 „Werb' ich fast Tag für Tag mit Reimerey  
 geplagt.  
 „Doch wirklich, unter uns gesagt,  
 „Hat mir, so viel ich noch Gedichte sah,  
 von allen  
 „Dieß hier am wenigsten gefallen.  
 „Nimm nur und lies.“ Der Höfning,  
 welcher sich  
 Der Falle nicht versteht, liest, kräufelt oft  
 die Stirne,  
 Rümpt oft den Mund. — Nun? spricht der  
 Fürst, betrog ich mich?  
 Fehlt es dem Dichter nicht an Hirne?  
 Nicht wahr? das Madrigal ist platt,  
 Und der nicht recht geschickt, der es ge-  
 schrieben hat.

„Unmöglich kann man besser richten,  
 „Als Ihre Majestät, gleichwie  
 „Von allen Dingen sonst, so von der Poesie.  
 „Man kann nichts schlechteres erdichten,

„Als



„Als dieses Madrigal. Höchst elend und  
gemein!

„Kein Wort, in dem ein Einfall steckt!

„Wahrhaftig! wer es ausgehecket,

„Mag mir ein rechter Pinsel seyn!“

Der Kaiser spricht: Mich freuts, ein  
Urtheil zu vernehmen,

Das du so redlich und so frey gedacht,

Und ich so rein von dir herausgebracht.

Zwar sollt' ich billig mich des Urtheils wegen  
schâmen,

Denn leider! hab' ich selbst das dumme  
Ding gemacht.

„Du? — Himmel, Welch ein Streich! —

O! gib mirs doch zurûcke!

„Ich las es nur mit flucht'gem Blicke.“

Nein, spricht der Kaiser, nein!

Dein zweytes Urtheil möchte nicht so redlich  
seyn.

Und nun, ihr Könige! wißt ihr, was  
die Geschichte,

Die ich erzähle, nicht erdichte,

Für einen Rath für euch enthält?

Wollt ihr erfahren, was die Welt

---

Von euch und euren Thaten hält,  
So seyd so klug, es nicht zu sagen,  
Daß ihr das Madrigal gemacht.

„Doch welcher König wird es wagen,  
„Daß man ihm in die Augen lacht?“

Ich weiß es; aber welchen König  
Hat auch das Schmeicheln nicht ein wenig  
Um seinen Mutterwitz gebracht?

---

## Der Dichter.

Mit einem Trauerspiel im leichten Mantelsacke,

Kraf aus Lyon ein Dichter in der Hauptstadt ein,

Und hoffte da bey Leuten von Geschmacke  
Gar bald beliebt, und bald auch reich zu seyn.  
Nach langem Zögern, langem Widerstande  
Der stolzen Histrionenbande,

Theilt man die Rollen aus. Der Tag wird  
fest gesetzt;

Er kömmt; der Vorhang steigt; man  
gähnt, und pfeift zuletzt.

O! welch ein Donnerschlag in unsers Dichters  
Ohren!

Zeit, Mühe, Reise, Hoffnung, alles ist verloren.  
Er wirft die ganze lange Nacht

Sich schlaflos hin und her. „Wer hätte dieß  
gedacht?

„Mein Stück — Racine selbst hat nie so  
warm gedichtet —

„Wird ausgezischt, und ich verhöhnt, vernichtet!

„Und dieß sind Kenner? großer Gott!

- „Und dieses Affenvolk vertheilet Lob und  
Spott?  
„Mir sollten ißt auf allen Seiten  
„Bewunderer im Wege stehn,  
„Die Schönen sollten eifern mich zu sehn,  
„Die Großen mich zur Tafel bitten:  
„Statt dessen muß ich, dunkel, ungenannt,  
„(Noch allzuglücklich, wenn nur unbekannt)  
„Unher mit leerem Magen ziehen,  
„Und selbst den Anblick derer, die mich  
kennen, fliehen,  
„So gar mein Haus; denn ach! wie würde mich  
„Ein höhnischer Besuch, ein bitterer Trost  
betrüben!“

Dies denkend, rafft er plötzlich sich  
Vom Lager auf, geht aus, rennt, als ver-  
folgt von Dieben,  
Vors Thor, verliert sich tief in einen öden  
Gang,  
Und irrt da sieben Stunden lang.  
Ermüdet, hungrig kehrt er endlich wieder  
Zu der verhaßten Stadt. Doch die er-  
schöpften Glieder  
Versagen ihm den ganzen langen Weg zu thun.  
Schmerz

Schwermüthig setzt er sich, um auszuruhn,  
Auf einen breiten Eckstein nieder.

Mit eingedrücktem Hute blickt

Er auf die Leute, die vorübergehen.

Ein Greis bleibt an der Ecke stehen,

Der sich mit bloßem Haupt tief bis zur  
Erde bückt.

Der Dichter dankt ihm, sinnt und sinnt,  
wo er den Mann

Gesehn, und sinnt nichts aus. „Je nun!  
der gute Mann

„Sah mich für einen andern an.“

Ein anderer kommt und grüßt; er dankt  
aufs neue.

Es kommen zwanzig nach der Reihe,

Und drehn sich nach dem Eckstein um,

Und bücken sich voll Ernst und stumm.

Um sich die Mühe zu ersparen,

Mit seinem Hute stets hinauf, hinabzufahren,

Hält er ihn endlich in der Hand,

Und dankt den Grüßenden mit bloßem tiefem  
Nicken,

Und denkt: Ich schien mir unbekannt,

Und sieh, wie sie sich alle vor mir bücken!

Die

Die find's, ich wollte wetten, die mein  
Trauerspiel  
Mit Beyfall angesehen, und nun einander sagen,  
Ich sey's. Welch ein Triumph! Bin ich  
noch zu beklagen,  
Ich, der ich hier so vielen wohlgefiel?  
Das gute Volk! Dieß, dieß sind meine Richter!  
Das Pfeifen war Verschwörung eifersücht'ger  
Dichter,  
Kabalen, weiter nichts. Kaum hat er's aus-  
gedacht,  
So kömmt ein Mann von großem Nahmen,  
Ein Modemann, ein Autor gräßlich schöner  
Dramen,  
Der Irreligion zu seinem Wize macht.  
Er gehet stief vorbei, mit stolzem Blicke,  
Und läßt den Deckel fest auf der Perücke.  
Da haben wirs! so denket mein Poet:  
Welch kleiner Neid! Der Thor! wenn hun-  
dert Hüte fliegen,  
Was kann mir wohl an seinem Grusse liegen?  
Ein altes Weib, das hinter jenem geht,  
Bemerket seinen Stolz, und murmelt ihm  
im Rücken:

Der

Der Igel! dünkt er sich zu vornehm, sich zu  
bücken?

So schimpfend wirft die Alte gar  
Sich auf die Kniee hin. Gerühret bis zur  
Zähre,

Springt unser Dichter auf: Nein, nein, so  
vieler Ehre

Bin ich nicht werth, und wenn ich auch  
Apollo wäre.

Sie aufzuheben reicht er ihr die Rechte dar.  
Sie widerstrebt, er zieht, und wird zugleich  
gewahr,

Daß, durch den Zufall hergeführt,  
Ein Landsmann bey ihm steht und lacht,  
Und fragt, was er mit dieser Alten macht,  
Die, taub, sich nicht vom Flecke rühret.

Mit frohem Autorstolze fängt der Dichter an  
Ihm seinen Vorfall zu erzählen.

Sieh, spricht er, so verehrt, so betet man  
In Galliens Athen erhabne Dichter an,  
Was auch der Neid erfindet, sie zu quälen.

Mit schlauem Lächeln hört ihm jener zu,  
Und spricht: Ein Zweifel bleibt mir nur,  
den hebe du:

Sieh

Sieh hinter dich! Gleich über jener Stelle,  
 Von welcher du des Volkes Ehrfurcht an-  
 gefehn'

Steckt in der Mauer eine kleine Zelle,  
 In ihr ein Frauenbild, vor dem zwey Kerzen  
 stehn;

Und irr' ich nicht, so flogen der Kapelle,  
 Nicht dir, die Grüße zu. Laut lachend  
 sagt er dieß,

Und läuft davon. Versteinert bleibt der  
 Dichter stehen.

Er weiß, daß in Paris  
 Dergleichen Märchen gleich von Mund zu  
 Munde gehen.

Dem neuen Zischen zu entgehen,  
 Schleicht er sich still davon,  
 Packt seinen Känzel ein, fährt wieder nach  
 Lyon,

Und läßt seit dieser Zeit kein Verschen von  
 sich sehen.

Brief

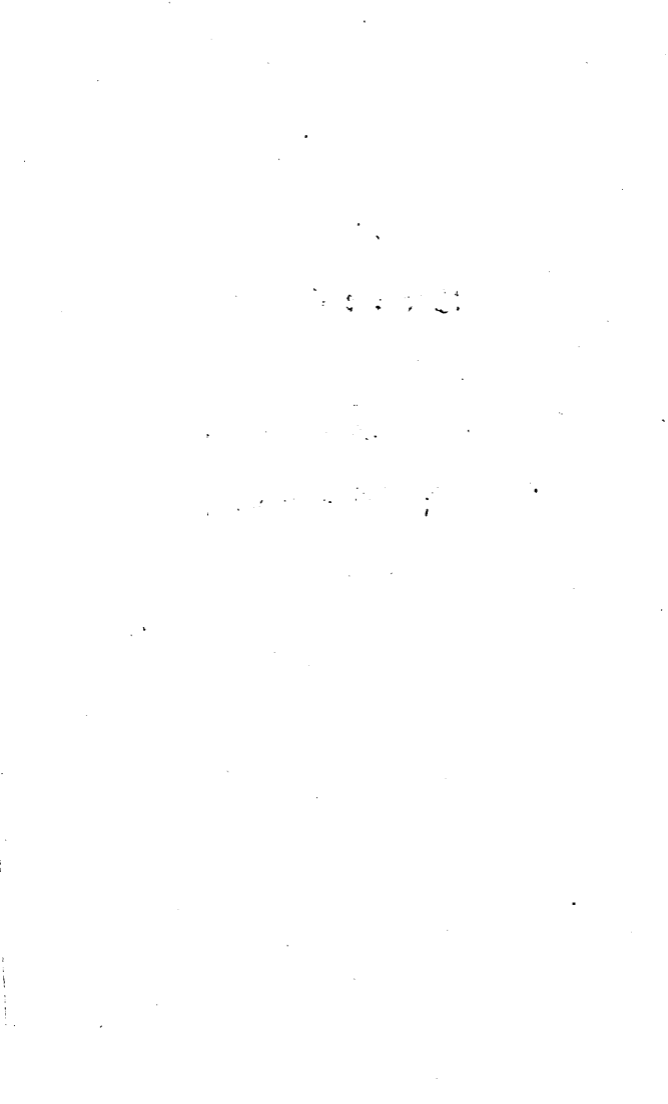


B r i e f

an die

Gräfinn Schuwaloff,

geborne Gräfinn Soltikoff.



Wenn ich, o Gräfinn, Dir bloß im Ges  
 spräch erkläre,  
 Wie sehr ich Dein Verdienst verehere,  
 So scheint mir jede Sprache mein,  
 So scheint Paris und Rom mein Vaterland  
 zu seyn;

Doch Deinen Preis in Blättern zu erheben,  
 Die länger als wir beide leben,  
 Heißt mich der väterliche Rhein  
 Den Miß zu Deutscher Rede wezen,  
 Und sollte gleich Dein Lob Dir unverständ  
 lich seyn.

Weit lieber will ich Dir mich selber übersetzen,  
 Als wagen, daß ein Lied, das Deinen Werth  
 besingt,

Gezwungen, fremd und dürftig klingt.

Den Nymphen Galliens hat schon die  
 Trefflichkeiten,

Mit denen Dich Natur und eigener Fleiß  
 geschmückt,

Und den Besitz, der ihn bealücht,  
 Dein wichtiger Gemahl in Liedern ausgebrückt,  
 Die mit Voltairesns Liedern streiten \*).

Auch

\*) Einige französische Gedichte des Grafen sind  
 theils durch die Mercure, theils durch Voltai  
 rens Lobsprüche bekannt.

Auch mein bescheidner Freund, der auf dem  
     Helikon  
 Natur in Fabeln hüllt \*), hat an der Seine  
     schon  
 Durch ein Gedicht, das sanft, wie deine  
     Rede, fließet,  
 Als Jovens Taube dich begrüset;  
 Doch ein nicht unbeträchtlich Land  
 Zieht noch vom Tura sich bis an den Nemas-  
     strand,  
 Worin man auch gern süßt und denket.  
 So nenne denn der Elbe dich mein Kiel,  
 Dem Strom, an dessen Ufer Freundschaft  
     und Gefühl  
 Die Wurzeln tiefer noch, als an der Rhone,  
     senket.

Wenn ich das nie gesehne Bild  
 Der feinen Seviane, (die Dir im Kabinette  
 Die fleiß'gen Hände täglich füllt,)  
 Im Geiste mir zu mahlen hätte;  
 So siele mir gewiß nicht ein,  
 Nach Zeuxis Art von mehreren Schönen  
 Vertheilte Reize zu entlehnen,  
 Und Eine Helena damit zu überstreun;

In

\*) Unter den Fabeln des Herrn Laferriere befindet sich eine, der Gräfin gewidmet: Jupiter und die Taube.

In eignen Zügen, eignen Blicken  
 Und eigener Art sucht' ich den reinen Schertz,  
 Den flugen Wiß, das zarte Herz,  
 Das sanfte Wesen auszudrücken.  
 Ich wäre, so wie sie, auf Beyfall nicht  
                                                           bedacht,  
 Und schüfe mir ein Bild, für ihren Geist  
                                                           gemacht.

So auch, wenn ein Apell Dich mir ent-  
                                                           werfen sollte,

Und wenn sein ungeschickter Fleiß  
 Der Stirne Feld, des Auges Kreis,  
 Des Mundes Zug verbessern wollte;  
 So sprach ich: Weg mit deinem stummen  
                                                           Angesicht!

Vielleicht, daß diese Formen einen Marmor  
                                                           zieren;

Doch lebend, wie dein Urbild rühren  
 Kann diese Schönheit ewig nicht.

Was redet hier von Wiß, von Güte,  
 Bescheidner Würde, zärtlichem Gemüthe?  
 Mit jedem Striche, der zur Wahrheit fehlt,  
 Ist eine Tugend ausgeblieben;  
 Denn alles ist an ihr für sie gewählt.

Nicht staunen sollen wir, Apell! wir sollen  
                                                           lieben.



Du, Gräfinn, forschest gern in der  
Natur

Des Herzens, des Gefühls, des Schönen,  
So laß mich denn, mit leichten Zügen nur,  
Verschiedne Punkte Dir erwähnen.  
Oft hat genaue Schönheit nur die Kraft,  
Auf kurze Zeit uns plötzlich zu entzünden;  
Doch können fest und dauerhaft  
Uns auch gewagte Züge binden,  
Wenn sich die Spuren edler Eigenschaft  
In den berechten Theilen finden.  
Noch mehr. Ein Gegenstand, der kaum an  
sich gefällt,

Dem kann ein süßes Angedenken,  
Und ein Begriff, der sich ihm beygefellt,  
Oft allen Werth der Schönheit schenken.  
Dem zärtlichen Myrtill scheint seine dürft'ge  
Flur

Der schönste Raum in der Natur;  
Kein Bach ist ihrem Bache gleich zu  
finden,

Und keine Linden ihren Linden:  
Denn öfters hat des Baches helle Fluth  
Um Chloens zarten Fuß gespielt;  
Oft haben in des Sommers Gluth  
Die Linden ihn und sie gekühlet.  
Bologna hält mit eifersücht'ger Hut

Den

Den Vinsel noch verwahrt, den Carrasch  
 einst geführet;  
 Und jedem Wandrer wallt das Blut,  
 Wenn er den Lorber grüßt, der Marons  
 Urne zieret.

Das wahre Schöne der Natur und Kunst  
 Zielt nicht auf zauberischen Schrecken;  
 Es suchet dauerhafte Gunst  
 Und wachsendes Vergnügen zu erwecken.  
 Dem Reiz der Schönen ist der Reiz der  
 Bücher gleich.

Ein überraschend Werk, voll unverfehner  
 Blitze,

An glänzenden und stolzen Worten reich,  
 Betäubet in der ersten Hitze;  
 Doch wenn der Zauber aufgehört,  
 Und zu des Tummels neuer Probe  
 Der kalte Leser wiederkehrt,  
 So fällt der leeren Sylben Werth,  
 So schämt er sich ob dem zu schnellen Lobe.  
 Wenn aber ein gesunder Saft  
 Sich in der klugen Schrift durch jedes Blatt  
 ergießet,

Wenn nun und dann ein Beywort voller  
 Kraft

Nicht sich zu zeigen strebt, als unentbehr-  
 lich fließet,

Wenn sich der Lehre stille Pracht  
 Auf Richtigkeit und Wahrheit gründet,  
 Und hier und dort, bescheiden angebracht,  
 Ein reiner Zierath steckt, den man erst lang-  
 sam findet:

Dann blendet zwar des Lesers Blick  
 Das sanft erhellte Werk nicht gleich mit  
 scharfem Strahle,  
 Doch öfters leckt es ihn zurück,  
 Und täglich sieht er es, und stets zum ersten  
 Mahle.

Wenn die Natur, o Gräfinn, Dein  
 Geschlecht  
 Berufen hat, durch Schönheit uns zu binden,  
 So hat es, zart gestimmt, vor unserm auch  
 das Recht  
 Die Schönheit feiner zu empfinden;  
 Und Männer, die an Unterrichte reich,  
 Am Plakus und Homer Geschmack und  
 Urtheil wehen,  
 Und die wir als Apolls Orakel schätzen,  
 Sind oft nur Kinder gegen euch.  
 Oft hört' ich in bestäubter Schule  
 Den feichten Lehrer auf dem Stuhle  
 Von Folianten eingesperrt,  
 Die Amtserücke schief gezerrt,  
 Horazens Verse construiren,

Unglei-



Ungleiche Texte conferiren,  
 Die klaren Stellen commentiren,  
 Die dunkeln grausam violiren,  
 Was Sanadon, Minell und Heinsse spricht,  
 In langen Reden emendiren,  
 Das Alterthum, die Nahmen expliciren,  
 Kurz alles, nur den Dichter nicht.  
 Doch wenn ich Dir in den besaubten Sängen  
 Des sorgestreynen Vergola \*) ,  
 Bey meines Ariosts Gesängen  
 Zuweilen in das Auge sah,  
 So funkelte von Beyfall und Vergnügen  
 Dein treuer Blick bey jeden Zügen,  
 Um die sich Ariost, voll dichterischer Lust,  
 Im Schreiben selber Dank gewußt.

Ein Doktor in der Sittenlehr' und in  
 den Rechten  
 Weiß von der Pflichten Unterscheid  
 Und der Kontrakte Gültigkeit  
 Nach seinem Davies zu fechten;  
 Wenn aber ein erhabner Muth  
 Gemeine Pflichten übersteiget,  
 Wenn er, statt sich rächen, Gutes thut,  
 Und menschliche Natur im schönsten Lichte  
 zeigt:

N 4

Dann

\*) Ein Landgut des Grafen am Finnischen Meerbusen.

---

Dann setzet der Pedant, zerlegt bestimmt  
kalt

Der Handlung Fall, die Theile, die Gestalt,  
Und sinnt, verrückt aus seiner Sphäre,  
In welch Kapitel sie gehöre.

Doch ohne Puffendorf, und ohne Wolfens  
Lehre,

Durch innre Regung aufgebracht,  
Empfindest du der Tugend ganze Macht,  
Und ehrest sie mit einer sanften Zähre.  
Das höhere Gefühl, der ausgesuchte Fleiß,  
Die feine Wendung edler Thaten,  
Die nur ein edler Sinn zu schätzen weiß,  
Ertrennt sich nicht aus Regeln und Traktaten;  
Und mehr als alle Bücher redet mir  
Hiervon ein Wort, ein Blick von Dir.

---

Sinn-

# Sinngedichte.

1075110

(1.)

## Zueignung.

Hier ist mein Buch, Mäcen! ich übergeb'  
es dir.

Wiel ist es nicht; allein ich will auch nichts  
dafür.

(2.)

## Auf die Alten.

Was soll ich mir den Kopf zerbrechen,  
Zu wissen, was die Alten sprechen!

Ich bin so gut, als sie gewesen.

Sie haben mich auch nicht gelesen.

(3.)

## Der Arzt.

Wenn Uebel und Natur in Einem Körper  
streiten,

So kömmt ein blinder Arzt und haut nach  
beiden Seiten.

Wenn er das Uebel trifft, so stellt er wieder her,

Wenn die Natur, so tödtet er.

(4.)

(4.)

## Auf einen schlechten Geiger.

Wenn Orpheus Hand die Saiten strich,  
 So hüpfen, so bewegten sich  
 Der Wald, die Felsen und die Wogen;  
 Doch du bewegest nichts, als deinen Sidel-  
 bogen.

(5.)

## Grabchrift auf Urabellen.

So viel Schönheit leben kann,  
 Lebt' in ihr,  
 So viel Tugend sterben kann,  
 Starb in ihr.

(6.)

## Von den drey Fakultäten.

(Nach dem Owen.)

Ein Apfel unterwarf den Pfaffen meine  
 Thaten,  
 Den Aerzten meinen Leib, mein Gut den  
 Advokaten.

(7.)

(7.)

## Das Lob.

Das Lob macht Gutes und macht Böses  
größer.

Durch Beyfall wird der Gute besser,  
Der Böse schlimmer, als zuvor,  
Der Schlaue listiger, und dümmer noch der  
Ehor.

(8.)

## Der gute Rath.

Von vorne flieh ein schön Gesicht,  
Von hinten trau dem Maulthier nicht,  
Vermeide neben dir den Karren,  
Von allen Seiten flieh den Narren.

(9.)

## Till.

Till hat ein leeres Haupt, und immer geht  
sein Maul.

Am besten läuft ein unbeladner Gaul.

Nicolai Gedichte 5. Th. D (10.)

(10.)

## Die Ehe.

Ich habe nun von allen Ehen  
 Die glücklichste, die friedlichste gesehen:  
 Den ganzen Morgen schläft der Mann,  
 Und wacht er auf, so fängt die Frau zu  
 schlafen an.

(11.)

## Der Trost.

Lisette und Rosette.

Lisette.

Ich bitterer Schmerz! Weil ich Leandern  
 nicht geschenkt,  
 Was er verlangt, so hat er gestern sich  
 gehenkt.

Rosette.

Nu! weine nicht so sehr! Sieh, hättest du  
 ihm geschenkt,  
 Was er verlangt, so hättest er morgen sich  
 gehenkt.

(12.)



(12.)

## Der Faule.

Für alles, was ich bey dem Grabe  
 Zum Leichenzuge nöthig habe,  
 (So sprach ein Sterbender) Herr Max,  
 was fodert Er?  
 „Vierhundert Thaler.“ — Wohl! hier hat  
 Er zwanzig mehr;  
 Doch daß ich mich mit nichts zu plagen habe.

(13.)

## Der Wunsch.

Man wünschet nie den Tod, das Alter  
 wünscht man nur.  
 Das heißt: man wünscht die Krankheit ohne  
 Kur.

(14.)

## An einen Höfling.

Bist du gut, so wirst du kleiner, aber besser;  
 Bist du schlimm, so wirst du ärger,  
 aber grösser.

D 2

(15.)

(15.)

## Elmire und der Mahler.

- E.** Um Gottes Willen, Herr! sind Sie wohl klug?  
 Dieß soll mein Mund seyn? dieß? ein solcher Rachen?
- M.** Madam, er gleicht; — doch man kann ihn kleiner machen. —  
 Was denken Sie? ist er so klein genug?
- E.** Noch etwas kleiner! — **M.** So? —  
**E.** Noch etwas, sollt' ich meinen.
- M.** Madam befehlen nur, so mach' ich Ihnen keinen.

(16.)

## Auf einen bösen Fürsten.

(Nach dem Rochester.)

- S**etzt Gott uns solche Brut zu Königen  
 auf Erden,  
 So kann der Teufel auch noch sein Gesalbter  
 werden.

(17.)

(17.)

## Das Wunder.

Ist das nicht wunderbar zu sehen?  
 Tills Haar ist grau im Bart, und dunkel  
 auf der Stirn.  
 „Leicht ist das Wunder zu verstehen:  
 „Die Backen braucht er oft, und nie das  
 Hirn.

(18.)

## Der Schläfer.

Wer den ersten Wein gemacht,  
 Wer den ersten Pflug erdacht,  
 Wer die Lettern aufgebracht,  
 Wer die Leier ausgedacht,  
 Wer uns jede Kunst gelehret,  
 Wird gleich einem Gott gehret;  
 Nur an den wird nie gedacht,  
 Der das erste Wort gemacht.

D 3

(19.)

(19.)

## Die Heurath.

A. und B.

- A. Nimm eine Frau. B. Ich bleibe frey.  
 A. Allein, mein Freund, ich weiß dir eine,  
 Wie du sie brauchst. B. So gibt es  
 keine.  
 A. Schön, wie der Tag. B. Gefahr dabey!  
 A. Kaum funfzehn. B. Desto schlimmer!  
 A. Züchtig.  
 B. Grimasse! A. Zärtlich. B. Eifersüchtig!  
 A. Von altem Adel. B. Stolz! A. Ein  
 treffliches Genie.  
 B. Ein Waschmaul! A. Hundert tausend  
 baar. B. Ich nehme sie.

(20.)

## Die Selbsterkenntniß.

(Nach dem Owen.)

- Erkenne dich! wird Harpalus gelehrt.  
 Allein ist Harpalus wohl dieser Mühe werth?

(21.)

(21.)

## An Wilibalden.

Mit Unrecht klagst du, Wilibald,  
 Daß dein Gedicht so schnell veraltet sey;  
 Ein schlechtes Lied ist immer alt,  
 Ein gutes immer neu.

(22.)

## Der Rath.

- A. Sehn Sie mir die Schabracke da!  
 Sie kam von meinem Großvapa.  
 Der nahm sie einem Türk'schen Bassen : :  
 Wo war es doch? — bey Hohenloh.  
 Reich ist sie; doch zu alt. Soll ich sie  
 ändern lassen?
- B. Nein! tragen Sie sie nur noch so.

(23.)

## Die Kugel.

In einer durchgeschoßnen Lende  
 Hausfirten der Chirurgen Hände.  
 Der arme Kranke bat und schrie:  
 Wann werdet ihr das Meßeln enden?

„Ja!

„Ja! wenn wir erst die Kugel fänden.“  
 Zum Teufel! redet denn; da findet ihr  
 sie nie;  
 In meiner Tasche hab' ich sie.

(24.)

## Auf die Alten.

Bring' ich was schönes an das Licht,  
 Gleich tritt ein Alter her, und spricht:  
 Freund! das hast du von mir genommen.  
 Ein Narr, wer nach euch Alten fragt;  
 Ihr hättet sollen nach mir kommen,  
 So hätt' ich es zuerst gesagt.

(25.)

## An einen klugen Freund.

Zwei Dinge fürcht' ich: dir gefalle  
 Der Verse keiner, Baven alle.

